

Dämonenkiller

Gruselroman

Neal Davenport

Die Mordkrallen



SR-40

DM 4,20

Postwertzeichen 40 Pf.

Stempel 40 Pf.

Wertmarken 40 Pf.

Aus dem Leben eines Exorzisten

043

Die Mordkrallen

von Neal Davenport

Die Hauptpersonen des Romans:

Dorian Hunter - Der Dämonenkiller kämpft um seine Frau.

Lilian Hunter - Jemand hat brennendes Interesse daran, daß die Frau des Dämonenkillers wieder verrückt wird.

Marvin Cohen - Der Gefährte Dorians in einer neuen Rolle.

Hewitt - Der Freak versucht den Dämonenkiller zu einer Zusammenarbeit zu überreden.

Coco Zamis - Sie will Olivarios teuflischen Plan verhindern.

Coco Zamis hörte die lauten Stimmen und blieb stehen. Ihr Gesicht war leer. Der Blick der grünen Augen schien nach innen gerichtet zu sein. In letzter Zeit hatte sie viel gegrübelt, nach einem Ausweg aus ihrer Situation gesucht, viele Möglichkeiten durchdacht und alle wieder verworfen. Im Augenblick blieb ihr keine andere Wahl: Sie mußte ihren Weg an Olivarios Seite weitergehen.

Alles deutete darauf hin, daß es zu einem Kampf innerhalb der Schwarzen Familie kommen würde, zu einer Auseinandersetzung, die das ganze Gefüge der Familie zerstören konnte. Sie wußte, daß Olivaro nicht mehr zum Nachgeben bereit war; er wollte handeln.

Sie öffnete die Tür, die in den prunkvoll ausgestatteten

Raum führte. Coco war sich durchaus ihrer Wirkung auf Männer bewußt - und Dämonen machten dabei kaum eine Ausnahme. Das pechschwarze Haar hatte sie im Nacken aufgesteckt; es betonte die außergewöhnliche Anziehungskraft ihres schmalen Gesichtes mit den hohen Backenknochen. Ihr Körper wurde von einem weißen, fließenden, hauchdünnen Kleid umhüllt, das ihre Figur einen Augenblick verhüllte und im nächsten Moment aufregende Einblicke bot. Sie achtete nicht auf die Blicke der Führer der sieben mächtigen Dämonenfamilien, die sich hier um Olivaro versammelt hatten. Die meisten der Anwesenden kannte sie schon seit einiger Zeit, doch zwei Gesichter waren ihr unbekannt.

Sie setzte sich neben Olivaro, der sie rasch musterte. Er ließ sich von Cocos Auftauchen nicht aus dem Konzept bringen. Seine Stimme klang kühl und gelassen, als er weitersprach.

„Der erste Teil meines Plans ist aufgegangen. Ich werde der ganzen Familie zeigen, wie mächtig ich bin. Die ganze Welt werde ich in einen wahren Satansrausch stürzen und so meine Macht festigen.“

Coco hörte gelangweilt zu. Sie kannte Olivarios Pläne; oft genug hatte er in den vergangenen Tagen darüber gesprochen. Die anwesenden Familienoberhäupter hatten sich bedingungslos auf Olivarios Seite gestellt und akzeptierten ihn als neuen Führer der Schwarzen Familie, aber nicht alle Sippen dachten so. Einige verhielten sich neutral, und es gab auch Clans, die sich offen gegen Olivaro gestellt hatten.

Coco hörte erst genauer zu, als sich Domingo Marcial, dessen Dämonenname Astaroth war, vorbeugte.

„Und was ist mit Hunter?“ fragte er.

Olivaro lächelte. „Eine gute Frage. Aber für Hunter habe ich schon gesorgt. Er wird keine Gefahr mehr für uns sein.“

„Und wie wollen Sie das anstellen?“ fragte ein hohlwangiger alter Mann.

„Darüber will ich im Augenblick nicht sprechen“, sagte Olivaro abweisend. „Aber Sie können mir glauben, der Plan ist so simpel und einfach, daß er Erfolg haben wird. Ich werde Ihnen in einigen Tagen mehr davon erzählen.“

Er hob die Versammlung auf, und die Dämonen verließen den Raum.

Als Coco nur noch mit Olivaro im Zimmer war, wandte sie sich an ihn.

„Was hast du mit Dorian vor?“ fragte sie.

„Wenn ich ehrlich sein soll, dann muß ich sagen, daß der Plan zur Ausschaltung Hunters nicht von mir stammt“, sagte Olivaro. „Ich griff eine von Asmodis Ideen auf.“

„Du hast mir versprochen, daß Dorian kein Haar gekrümmt wird“, sagte Coco scharf.

„Ich halte mein Versprechen.“ Olivaro grinste.

„Erzähle mir deinen Plan!“ bat sie.

Olivaro schüttelte entschieden den Kopf.

„Nein“, sagte er hart. „Ich kann dir nur so viel sagen, daß Hunter dabei nichts geschehen wird, und doch wird er nicht in der Lage sein, etwas gegen mich zu unternehmen.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Coco schwach.

Olivaro musterte sie spöttisch.

„Lassen wir das Thema Dorian Hunter beiseite“, meinte er und stand langsam auf. „Du widersetzt dich noch immer dem Initiationsritus, der zu deiner Aufnahme in die Schwarze Familie nötig ist.“

„Es ist noch zu früh damit“, sagte Coco. „Hunter ist noch immer eine Gefahr. Ich trete erst wieder der Schwarzen Familie bei, wenn er ausgeschaltet ist.“

„Manchmal habe ich den Eindruck, als würdest du mir ausweichen, Coco“, sagte Olivaro nachdenklich.

„Ich weiche dir nicht aus“, erwiderte sie.

„Ich werde ungeduldig, Coco“, sagte Olivaro. „Wenn Hunter keine Gefahr mehr darstellt, kannst du mir nicht mehr ausweichen. Und das wird bald sein. Sehr bald. Hunter hat keine Chance. Der Plan ist zu perfekt.“

Coco sprang auf. Sie versuchte sich nichts von ihrer Erregung anmerken zu lassen. „Sag mir, was du mit Dorian vor hast!“

„Nein“, sagte Olivaro entschieden. „Das erzähle ich dir auf keinen Fall.“

„Traust du mir nicht?“

Olivaro gab ihr keine Antwort.

„Ich muß mich um meine Gäste kümmern“, sagte er ausweichend und verließ das Zimmer.

Coco sah ihm nach und wartete einige Minuten. Sie versuchte herauszufinden, was Olivaro für eine Teufelei ausgeheckt hatte, doch sie hatte keinerlei Anhaltspunkte. Olivaro hatte behauptet, daß Dorian kein Härchen gekrümmmt werden würde. Aber wie wollte er ihn dann ausschalten?

Langsam schlenderte sie aus dem Zimmer und verließ das Haus. Nach wenigen Schritten hatte sie den Strand erreicht. Es war ein windstiller Tag. Der Himmel war strahlendblau, und die weißen Schaumkronen rollten über den flachen Strand.

Ihre Gedanken beschäftigten sich noch immer mit Dorian. Sie konnte ihm nur helfen, wenn sie wußte, welchen Plan Olivaro hatte. Sie mußte alles versuchen, um den Plan aus ihm herauszulocken. Doch es würde nicht einfach sein; Olivaro war mißtrauisch.

In der versteckten Lagune des Atolls blieb sie stehen. Hier schwamm Machu Picchus Körper, der Leib der Inka-Prinzessin, die ihre einzige Verbindung zu Dorian darstellte.

Dorian Hunter legte seinen rechten Arm beruhigend um Machu Picchus Schultern. Das kleine Mädchen mit dem pechs Schwarzen Haar und der zierlichen Figur drängte sich ängstlich an ihn. Ihre dunklen Augen wirkten gehetzt - wie die eines Tiers, das in eine Falle geraten war.

„Keine Angst“, sagte der Dämonenkiller leise. „Es kann dir nichts geschehen. Ich bin bei dir.“

Machu Picchu lächelte schwach. Sie hatte sich noch immer nicht mit den Errungenschaften des 20. Jahrhunderts abgefunden. Für sie war alles neu.

„In einer halben Stunde sind wir in London“, sagte Hunter.

Er musterte die Inka-Prinzessin. Nur zu gut konnte er verstehen, was in ihr vorging. Er hatte sie vor mehr als vierhundert Jahren kennengelernt. Damals war sein Name Georg Rudolf Speyer gewesen. Er war zusammen mit Pizarro und seinen Männern im Inka-Reich gewesen und hatte miterlebt, wie Atahualpa, der Inka-König, durch ein fadenscheiniges Kriegsgericht zum Tode verurteilt wurde; und er hatte auch gesehen, wie des Nachts Atahualpas Leute den Leichnam raubten. Später hatte er dann die geheimnisvolle Stadt Manoa entdeckt und Atahualpas schreckliche Auferstehung von den Toten erlebt. Ihm war die Flucht gelungen, als einzigm von den Eroberern. Von seinen Erlebnissen in der Vergangenheit hatte er Jeff Parker berichtet, der daraufhin die verschollene Stadt suchen ging. Parkers Expedition war nicht vom Glück begünstigt. Er selbst war von einem Pygmäenstamm gefangengenommen worden. Doch dem Dämonenkiller war es gelungen, Parker und seine Männer zu befreien. Sie hatten auch die Stadt Manoa wiedergefunden. Der wiedererweckte Atahualpa war getötet worden und Machu Picchu zum Leben erwacht. Ihr richtiger Körper schwamm irgendwo in Südamerika einen Fluß hinunter. Die Machu Picchu, die so real und echt wirkte, war nur ein Traum, ein Traum ihres richtigen Körpers, ein Traumgebilde, das aus

warmem Fleisch bestand, denken konnte und -Angst hatte, Angst vor der Zivilisation, die sie nicht verstand. Für sie war alles ein Wunder - die Flugzeuge, das Fernsehen, das Radio, die Autos. Es war einfach zu viel für das Mädchen; sie konnte es nicht verkraften. Dorian war sicher, daß sie sich äußerst unbehaglich fühlte und sich mit jeder Faser ihres Geistes nach den alten Zeiten zurücksehnte, wo alles für sie klar und verständlich gewesen war.

Jeff Parker, der vor Dorian saß, wandte den Kopf und grinste.

„An unser Abenteuer in Rio werde ich noch lange denken, Dorian“, sagte er. „Mit dir schlittert man in die unglaublichesten Dinge.“

Der Dämonenkiller antwortete nicht. Er ärgerte sich noch immer ein wenig über Jeff, der ihm ein Telegramm aus der Jugendstilvilla unterschlagen hatte. In diesem Telegramm wurde ihm mitgeteilt, daß Coco und Olivaro seine Frau Lilian zu einer Schwarzen Messe mißbraucht hätten. Lilian sollte einen Rückfall erlitten haben. Seine rasche Rückkehr sei erforderlich, hieß es. Das Telegramm kam von Marvin Cohen.

Der Dämonenkiller konnte es kaum erwarten, bis die Maschine endlich landete. Er wollte wissen, was während seiner Abwesenheit in London geschehen war.

Zu viel ging in seinem Kopf herum. Coco hatte er wohl endgültig verloren, dachte er. Aber was war mit Lilian, seiner Frau, die vor einiger Zeit wahnsinnig geworden war? Er machte sich Vorwürfe, daß er sich in letzter Zeit so gar nicht um Lilian gekümmert hatte. Aber nicht genug damit, hatte er nun auch noch Machu Picchu am Hals.

Er seufzte leise und schnallte sich an, als das Flugzeug zur Landung ansetzte.

Auf ihn warteten einige Probleme, das stand fest, lauter Dinge, mit denen er sich nur äußerst ungern befaßte.

Die Maschine landete, und sie stiegen aus. Jeff Parker und Sacheen, seine Freundin, gingen voraus. Sacheen war ein außergewöhnlich gutaussehender Mischling, die das Haar meist in zwei nabellangen Zöpfen trug.

Machu Picchu sah sich mit großen Augen um und blieb stehen.

„Gehen wir weiter“, sagte Dorian sanft und nahm ihre rechte Hand in die seine.

Sie betraten die Abfertigungshalle. Die herumhastenden Menschen verwirrten Machu Picchu noch mehr. Angstvoll klammerte sie sich an Dorian.

Die Zollabfertigung dauerte nur wenige Minuten. Jeff Parker brüllte nach einem Gepäckträger. Ein Menschenstrom bewegte sich an ihnen vorbei, und plötzlich war Dorian von seinen Gefährten abgedrängt.

Irgend etwas stimmt da nicht, dachte der Dämonenkiller und wandte den Kopf herum. Sein Blick fiel auf die Toiletten.

„Ich bin sofort wieder da!“ brüllte er zu Jeff und steuerte auf die Toilette zu.

Es war ihm, als würde ihn etwas dazu treiben, die Tür zu öffnen. Einen Augenblick zögerte er, dann drückte er die Tür mit dem rechten Fuß auf und trat ein.

Kein Mensch war zu sehen. Vor einem der Waschbecken blieb er stehen. Es war unnatürlich ruhig. Er drehte sich langsam um, als er ein knarrendes Geräusch hörte.

Eine der Toilettentüren schwang langsam auf. Ein unendlich langer Arm kam hervor.

Der Dämonenkiller duckte sich und griff in die Rocktasche. Die Gestalt sprang hervor, und Dorian hielt den Atem an.

„Hewitt!“ schrie der Dämonenkiller überrascht.

„Du hast mich nicht vergessen“, sagte die grauenhafte Gestalt, die neben der Tür stehengeblieben war.

Jerome Hewitt war einer von Hunters Brüdern, der letzte, der noch am Leben war. Früher war er ein stattlicher Mann gewesen, doch jetzt war er ein abstoßendes Monster, das von Asmodi aus der Schwarzen Familie ausgestoßen worden war und sich zu einem Freak verwandelt hatte.

Hewitts Körper war zusammengeschrumpft. Er war kaum größer als ein Schuljunge. Der linke Arm war winzig klein; unter der Jacke sah er wie eine Geschwulst aus. Der andere Arm war fast zwei Meter lang und dünn wie ein Tentakel. Die Beine waren unterschiedlich lang, was er durch verschieden hohe Schuhe auszugleichen versuchte. Sein Gesicht war stark geschminkt, doch auch die Schminke konnte nur notdürftig die Geschwüre und eitrigen Beulen verdecken.

„Ich lebe noch immer“, sagte Hewitt mit schriller Stimme, „da du dich geweigert hast, mich zu töten. Und ich kann nur von deiner Hand sterben, Dorian. So hat es Asmodi angeordnet. Du wolltest mich nicht von meinen Qualen erlösen, erinnerst du dich noch, Bruder?“

Dorian nickte. Er hatte auf Brunei einen von Hewitt organisierten Hexensabbat zerstört (siehe Band 7 -Amoklauf), worauf Hewitt fürchterlich bestraft worden war.

„Aber vergessen wir das“, sagte Hewitt und kam einen Schritt näher.

„Wenn du erwartest, daß ich dich jetzt töten werde, Hewitt“, sagte der Dämonenkiller kalt, „dann hast du dich gewaltig getäuscht.“

Das Scheusal schüttelte den Kopf.

„Ich will dir auch nichts antun, Hunter“, sagte Hewitt. „Ganz im Gegenteil. Ich will dir ein Geschäft vorschlagen, das dich sicherlich interessieren wird.“

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß ...“

„Hör mir zu!“ unterbrach ihn Hewitt heftig. „Wir alle

wissen, daß dir Olivaro Coco weggeschnappt hat.“

„So würde ich das nicht formulieren“, sagte Dorian.

„Das ist ja auch gleichgültig“, knurrte Hewitt. „Coco ist fort. Sie ist bei Olivaro. Und du hast doch jedes Interesse daran, dem selbsternannten Herrn der Schwarzen Familie eins auszuwischen.“

„Sprich weiter!“ sagte Dorian.

Hewitt nickte. „Es gibt einige Dämonenfamilien, die sich mit einer Herrschaft Olivarios nicht abfinden wollen. Sie wollen dir in deinem Kampf gegen Olivaro beistehen, dich unterstützen und dir helfen. Du könntest dich mit ihnen vereinigen. Gemeinsam könnt ihr Olivaro töten.“

„Ich glaube dir nicht“, sagte Dorian und wandte sich ab.

„Du mußt mir glauben!“ brüllte das Scheusal.

„Und was ist dein Interesse bei meinen Kampf gegen Olivaro?“ fragte der Dämonenkiller.

„Das kannst du dir doch denken, Hunter“, sagte das Monster leise. „Ich muß unglaubliche Qualen erdulden, Mein Körper ist in glühendes Feuer getaucht. Jede Bewegung bereitet mir Schmerzen. Ich will sterben. Ich helfe dir. Ich bringe dich mit den Dämonenfamilien zusammen, die gegen Olivaro sind. Und ich verlange nicht viel von dir, nur den Tod.“

Der Dämonenkiller ging zur Ausgangstür.

„Wirst du mich von meinen Qualen erlösen, Dorian?“ flehte Hewitt.

Doch der Dämonenkiller antwortete nicht. Er hatte nur Verachtung für seinen Bruder.

„Ich werde mich wieder mit dir in Verbindung setzen, Dorian“, winselte Hewitt.

Dorian öffnete die Tür.

„Fahr einen anderen Weg nach Hause, Dorian, als du

beabsichtigt hast! Überall lauern Fallen. Überlege dir alles nochmals! Ich flehe dich an, erlöse mich von meinen Qualen!"

Dorian verließ den Waschraum, und die Tür fiel hinter ihm zu.

Velleicht hätte ich mir doch Hewitts Vorschläge anhören sollen, sinnierte er. Aber er traute niemanden mehr. Sicherlich wollte ihn Hewitt in eine Falle locken.

Er hob den Kopf und sein Blick fiel auf Trevor Sullivan, der sich forschend umblickte. Neben ihm stand Marvin Cohen. Sullivan sah noch immer wenig erholt aus, während der brutale Marvin Cohen sanfter wirkte.

„Hallo, Dorian!“ sagte Sullivan, und sein Gesicht verzog sich zu einem freudigen Lächeln. Er eilte auf Hunter zu und schüttelte ihm überschwenglich die Hand. „Fein, daß Sie zurück sind!“

Der Dämonenkiller nickte ihm knapp zu und sah Marvin Cohen an, der ihn mit zusammengekniffenen Augen betrachtete. Cohen kam ihm verändert vor. Seine harten Gesichtszüge waren weicher geworden, und er hatte den bitteren Zug um die Lippen verloren. Irgend etwas hat ihn verändert, dachte Dorian.

Er drückte schweigend Cohens Hand. Jeff Parker, Sacheen und Machu Picchu waren langsam näher gekommen, und der Dämonenkiller stellte sie Sullivan und Cohen vor. Dabei fiel ihm auf, daß Cohen die beiden Mädchen nur flüchtig musterte und sich jeder spöttischen Bemerkung enthielt. Das paßte so gar nicht zu Cohen, den er als einen ungemein penetranten Menschen kannte. Während seiner Abwesenheit mußte etwas geschehen sein, das Cohen verändert hatte.

„Wir haben eine Menge zu besprechen, Dorian“, sagte Sullivan. „Ich würde vorschlagen, daß Parker mit den Mädchen in die Jugendstilvilla fährt, während wir ...“

Er brach ab.

„Und wo sollen wir hinfahren?“ fragte der Dämonenkiller.

„Das erzähle ich Ihnen unterwegs“, sagte Sullivan geheimnisvoll.

„Ich will bei dir bleiben, Dorian“, sagte Machu Picchu.

Der Dämonenkiller wandte sich Sullivan zu. „Ist es wirklich notwendig, daß ich sofort mit Ihnen mitkomme? Hat das nicht Zeit?“

„Nein“, sagte Sullivan entschieden. „Ich habe Ihnen einige Dinge zu berichten, die nicht für die Ohren von anderen bestimmt sind.“

„Vor Parker habe ich keine Geheimnisse“, sagte Dorian ärgerlich.

„Trotzdem, Dorian“, meinte Sullivan. „Es ist besser so.“

Der Dämonenkiller überlegte kurz.

„Gut“, sagte er schließlich. „Nimm dir ein Taxi, Jeff! Und paß mir auf Machu Picchu auf!“

Die Inka-Prinzessin wollte sich nicht von Dorian trennen. Er hatte einige Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß es nicht anders ging. Er versprach ihr, bald zu ihr zu kommen.

Dorian wartete, bis Machu Picchu, Sacheen und Jeff Parker in ein Taxi gestiegen waren. Er winkte ihnen nach. Machu Picchu hatte den Kopf umgewandt; der Blick ihrer dunklen Augen verfolgte ihn noch lange.

„Und nun können Sie mir wohl endlich sagen, wohin Sie mich bringen wollen, Trevor“, brummte der Dämonenkiller mißmutig.

„In Ihrem Haus in der Abraham Road erwartet Sie eine Überraschung, Dorian“, sagte Sullivan.

„Hoffentlich eine angenehme“, meinte Dorian mißmutig.
„Wenn ich Sie jetzt frage, was mich erwartet, bekomme ich wohl keine Antwort, was?“

Sullivan lächelte schwach.

„Ich habe Ihnen eine Menge zu erzählen“, sagte er. „Wir können uns während der Fahrt unterhalten.“

Sie gingen zum Parkplatz, und Cohen sperrte den Rover auf und glitt hinters Lenkrad, während Sullivan und Hunter im Fond des Wagens Platz nahmen.

„Wer ist diese Machu Picchu?“ fragte Sullivan.

„Das ist eine zu lange Geschichte, Trevor.“ Hunter seufzte.
„Nur so viel - sie ist eine Inka-Prinzessin.“

„Was?“ fragte Trevor überrascht.

Dorian nickte und wunderte sich, daß Cohen nicht in die Unterhaltung eingriff. Sonst war er nie verlegen gewesen, eine spöttische, beleidigende Bemerkung zu machen.

Cohen startete den Wagen, fuhr aus der Parklücke und reihte sich in den starken Verkehr.

„Trevor“, sagte der Dämonenkiller, „ich erzähle Ihnen später alles. Vorerst will ich einmal wissen, was während meiner Abwesenheit hier geschehen ist. Cohens Telegramm war ja nicht besonders aufschlußreich. Was ist mit meiner Frau?“

Sullivan hob die Hände.

„Alles der Reihe nach“, sagte er. „Seit einiger Zeit finden Satanskulte in London statt. Es wurde immer ärger. Ein Piratensender strahlte Programme aus, in denen behauptet wurde, daß Aleister Crowley auferstanden sei. Über Crowley muß ich Ihnen wohl nicht viel erzählen?“

„Ein Scharlatan“, sagte Hunter verächtlich. „Ich habe seine Werke gelesen. Er hatte eine Menge Anhänger, die aber nach seinem Tod sich den Gardnerschen Hexenzirkeln anschlossen. Das ist doch alles nur für kindliche Gemüter.“

„Ich weiß, Dorian“, sagte der O.I. „Aber die Wirkung auf einige Teile der Bevölkerung war erschütternd. Der Piratensender wurde bald populär. Einfach unfaßbar, aber

wahr. Der Piratensender wurde von der Polizei gesucht, doch er konnte nicht gefunden werden. Wir nahmen an, daß hinter dieser Bewegung die Schwarze Familie stecke. Und unsere Ahnung betrog uns nicht. Vierundzwanzig Stunden am Tag sendete der Piratensender. Er forderte dazu auf, den Satan anzubeten und Schwarze Messen zu feiern. Wir nahmen die Spur auf. Cohen gelang es, den Piratensender zu finden. Und wissen Sie, wer die Aufrufe an die Sterblichen richtete?“

„Nein“, sagte der Dämonenkiller ungeduldig.

„Es war Coco.“

Der Dämonenkiller preßte die Lippen zusammen, sagte aber nichts.

„Coco behauptete gegenüber Cohen, daß sie es aber trotz allem gut mit Ihnen meine, Dorian.“

„Ich verstehe noch immer nicht“, sagte Dorian.

„Werden Sie nicht ungeduldig!“ bat Trevor. „Jetzt muß ich Ihnen noch etwas Wichtiges sagen. Cohen kümmerte sich um Ihre Frau, Dorian.“

Der Dämonenkiller warf Cohen einen überraschten Blick zu, der mit verkniffenem Gesicht hinterm Steuer saß und den schweren Wagen lässig durch den starken Verkehr steuerte. Wieder ein neuer Zug an Cohen, dachte Dorian.

„Bei Cohens Besuch hörte die Krankenschwester Lilians Radio“, fuhr Sullivan fort. „Sie hörten den Piratensender des Thelema-Ordens. Und Lilian führte Cohen zu einer Kirche, in der Sie Lilian geheiratet haben.“

Der Dämonenkiller runzelte die Stirn. Das war alles ziemlich seltsam.

„Da kam es zu einem Zwischenfall“, sprach Sullivan weiter. „Eine Gruppe von Satansanbetern stürmte in die Kirche und entweihte sie. Cohen brachte Lilian in Sicherheit. Als Cohen den Piratensender in der Themse entdeckte, sagte ihm Coco,

daß er nichts unternehmen sollte, um Lilian zu helfen. Sie dürfte auf keinen Fall geheilt werden. Sie müßte weiterhin in der O'Hara-Stiftung bleiben. Der Piratensender wurde zerstört, doch der Termin für die Schwarze Messe war schon bestimmt. Sie sollte in der Kirche abgehalten werden, in der Sie getraut worden sind.“

Sullivan strich sich langsam über die Augen.

„Weiter!“ drängte Dorian gespannt. „Erzählen Sie weiter!“

„Wir verständigten die Behörden“, sagte Sullivan mit dumpfer Stimme. „Ich machte sie darauf aufmerksam, daß in der Kirche etwas Furchtbare geschehen würde, doch sie wollten nicht auf mich hören. Nur ein paar Beamte wurden hinbeordert. Dann bekamen wir einen Anruf, daß Lilian aus dem Krankenhaus verschwunden wäre. Uns war allen klar, daß sie zur Kirche gehen würde. Und sie kam auch. Durch einen Trick gelang es uns, die Schwarze Messe zu stören. Die Versammlung löste sich auf. Für Olivaro war die Schwarze Messe eine Pleite. Erzählen Sie nun, Cohen! Ihnen erschien Coco ganz kurz.“

Cohen räusperte sich.

„Es war äußerst seltsam“, sagte sie leise. „Alles war zur Bewegungslosigkeit erstarrt, da sah ich Coco. Sie sprach zu mir, sagte, sie wolle dir wirklich helfen. Lilian könnte dein Untergang sein, wenn sie je geheilt würde. Dann verschwand sie.“

„Ich verstehe das alles nicht“, sagte der Dämonenkiller. „Was hat das alles für einen Sinn? Was bezweckt Olivaro damit? Und wie steht Coco nun wirklich zu uns?“

„Darauf kann ich Ihnen auch keine Antwort geben“, sagte Sullivan leise.

Der Dämonenkiller schwieg einige Sekunden. „Und was ist mit Lilian?“

Sullivan brummte. „Während der Schwarzen Messe gewann sie ihr Gedächtnis an Sie zurück. Sie erinnerte sich wieder an Sie, Dorian. Wir fürchteten erst, daß ihr die unheimlichen Ereignisse während der Schwarzen Messe geschadet haben könnten, doch im Gegenteil. Dr. Lannon, der sie in letzter Zeit behandelte, war ziemlich überrascht, als er Lilian wiedersah.“

„Was wollen Sie damit andeuten?“ fragte der Dämonenkiller.

„Während der Vorfälle in der Kirche wurde Cohen bewußt, daß Lilian sich auf dem Weg zur Besserung befand, denn die Dämonen fanden die Ausstrahlung Ihrer Frau nicht unerträglich, und Sie wissen ja, wie die Angehörigen der Schwarzen Familie normalerweise auf Verrückte reagieren.“

Dorian nickte. „Reden Sie doch nicht immer um den heißen Brei herum, Trevor!“

„Jetzt kommen wir zur Überraschung, die Sie erwartet, Dorian“, sagte Sullivan lächelnd.

Cohen bog in die Abraham Road ein.

„Wollen Sie damit sagen, daß Lilian ...“

„Sie ist gesund“, sagte Sullivan.

Der Dämonenkiller schloß die Augen. Mit allem hatte er gerechnet, doch damit nicht. Bei seinem letzten Besuch hatte ihm Dr. Lannon erklärt, daß der Fall seiner Frau ziemlich hoffnungslos wäre. Er müßte sich damit abfinden, daß sie nicht geheilt werden könnte. Und er hatte sich damit abgefunden. Für ihn war Lilian eine Erinnerung an lang vergangene Zeiten, als er noch keine Ahnung von der Schwarzen Familie gehabt hatte.

„Sie scheinen sich aber nicht besonders über diese Nachricht zu freuen“, stellte Sullivan sachlich fest.

„Das kommt alles ein wenig zu plötzlich“, sagte der Dämonenkiller matt.

Cohen blieb vor dem Reihenhaus stehen, stellte den Motor ab und zog die Handbremse an. Während er ausstieg, warf er Dorian einen seltsamen Blick zu und blieb neben dem Wagen stehen.

Der Dämonenkiller steckte sich eine Zigarette an und inhalierte den Rauch tief.

„Ich kann mir gut vorstellen, was in Ihnen vorgeht, Dorian“, sagte Sullivan leise. „Ihr Herz gehört schon lange nicht mehr Lilian. Es schlägt nur für Coco. Und die hat Sie verlassen.“

Dorian antwortete nicht. Er sah dem Rauch nach, griff nach dem Türgriff, glitt langsam aus dem Wagen, warf die Zigarette zu Boden und starnte zum Haus hinüber.

Seine Rückkehr nach London hatte er sich anders vorgestellt. Er ging an Cohen vorbei, der sich ihm anschloß. Auf dem Weg zur Haustür überlegte sich Dorian, wie er sich Lilian gegenüber verhalten sollte. Bei seinen Besuchen in der O'Hara-Stiftung hatte sie ihn nie erkannt; sie hatte sogar Angst vor ihm gehabt, während sie Coco ins Herz geschlossen hatte. Er hatte seine Besuche eingestellt, da ihn der Anblick seiner wahnsinnigen Frau immer aufgewühlt hatte. Zu deutlich waren ihm die Ereignisse auf dem Schloß der Gräfin Anastasia bewußt geworden.

Und jetzt war seine Frau gesund. Gesund geworden zum ungünstigsten Augenblick, den man sich nur vorstellen konnte.

Vor der Haustür blieb er stehen, und seine Kiefer arbeiteten. Zögernd drückte er die Klinke nieder. Die Tür schwang auf, und er trat in die Diele.

Der muffige Geruch, der bei seinem letzten Besuch in der Luft gehangen hatte, war weg. Auf der Kleiderablage hing eine Melone. Seine Schritte wurden immer langsamer, je näher er dem Wohnzimmer kam. Am liebsten wäre er umgekehrt.

Er blieb stehen und drehte sich nach Cohen und Sullivan um.

„Ist Lilian allein?“ fragte er.

„Nein“, sagte Cohen heiser. „Dr. Lannon ist bei ihr.“

„Laßt mich allein mit ihr!“ bat der Dämonenkiller.

Cohen kam rasch näher.

„Behandle sie sanft, Hunter“, sagte er gepreßt. „Sie ist eine zarte Frau.“

Dorian schluckte die zynische Bemerkung hinunter, die ihm auf der Zunge lag, öffnete die Wohnzimmertür und trat ein.

Das Zimmer war neu tapeziert worden, und die Einrichtung war ebenfalls erneuert.

Bei seinem Eintritt standen Lilian und Dr. Lannon auf. Der Doktor ging an Dorian vorbei und schloß leise die Tür hinter sich.

Der Dämonenkiller musterte seine Frau. Sie wirkte noch immer so zerbrechlich wie eine Puppe. Der blonde Teint und das goldfarbene Haar unterstrichen diesen Eindruck. Ihre blaßblauen Augen waren weit aufgerissen.

Dorian hatte sich in seinem Leben in einigen schwierigen Situationen befunden, und er war nicht auf den Mund gefallen; doch jetzt kam er sich wie ein kleiner dummer Bub vor, der nicht wußte, was er sagen sollte.

„Wir haben uns lange nicht gesehen“, sagte er schließlich und wußte genau, wie lahm das klang.

Lilians Lippen bebten. Er ging langsam auf sie zu. Sie kam ihm wie eine Fremde vor, eine Frau, mit der ihn nichts mehr verband.

Er blieb vor ihr stehen, neigte den Kopf zu ihr herab, scheute sich aber, auf ihre blaß geschminkten Lippen einen Kuß zu drücken. Statt dessen berührte er flüchtig mit seinem Mund ihre Stirn, trat dann einen Schritt zurück und quälte sich ein Lächeln ab.

„Du siehst gut aus“, sagte er und versuchte, seine Stimme

fröhlich klingen zu lassen.

„Rian“, sagte sie sanft, „es wird alles so wie früher?“

Er nickte schwach.

„Ja“, sagte er gepreßt und wandte den Blick ab. „Hast du das Zimmer eingerichtet?“

„Ja. Gefällt es dir?“

„Sehr hübsch“, sagte er, obzwar er noch nie viel für Seidentapeten und plump wirkende Möbel übriggehabt hatte.

„Ich kann es noch immer nicht glauben, daß ich gesund bin“, sagte sie. „Dr. Lannon und Marvin Cohen haben sich um mich gekümmert.“

„Setzen wir uns“, sagte Dorian.

Er wartete, bis Lilian Platz genommen hatte, dann setzte er sich ihr gegenüber.

Lilian war eine hübsche Frau, die einfache Bluse und der Wickelrock brachten ihre Figur gut zur Geltung, doch Dorian fragte sich, was ihn je dazu bewegen hatte, sie zu heiraten. Sie paßte so gar nicht zu ihm, mit ihrer Ängstlichkeit und ihrem hysterischen Gehabe. Ich muß verrückt gewesen sein, dachte er. Oder haben mich die Erlebnisse der vergangenen Monate geformt? Vielleicht das Zusammensein mit Coco, die so ganz anders als Lilian war?

Es wurde leise an die Tür geklopft.

„Herein!“ sagte Dorian, der für jede Unterbrechung dankbar war.

Dr. Lannon trat ins Zimmer. Er war ein breitschultriger Mann, Ende der Vierzig, mit einem aufgedunstenen breitflächigen Gesicht. Lannon sah nicht wie ein Psychiater aus, mit seinen plumpen Fingern und der gedrungenen Gestalt, den abstehenden Ohren und dem borstigen rötlichen Schnurrbart.

„Ich möchte gern mit Ihnen sprechen, Mr. Hunter“, sagte

Lannon. „In der Zwischenzeit werden Sullivan und Cohen so freundlich sein und sich um Ihre Frau kümmern.“

Dorian stand auf und lächelte Lilian zu. Dann ging er mit Lannon aus dem Zimmer und führte ihn in die Bibliothek. Mit Mühe unterdrückte er einen Fluch, als er die Veränderung bemerkte. Alle seine wertvollen Gegenstände, die er jahrelang gesammelt hatte, waren verschwunden - die Folterwerkzeuge und die kostbaren Bücher.

„Wir dachten, daß es besser sei, wenn wir Ihre Sammlung von kuriosen Dingen fortschaffen lassen“, sagte Dr. Lannon.
„Sie könnte Ihre Frau erschrecken - dachten wir.“

Dorian nickte grimmig. „Wohin wurde meine Sammlung gebracht, Doktor?“

„In die Jugendstilvilla“, sagte der Psychiater.

„Setzen Sie sich, bitte, Dr. Lannon!“ sagte Dorian. „Wollen Sie etwas trinken?“

„Nein - danke“, sagte Lannon und setzte sich.

„Sie haben nichts dagegen, wenn ich mir einen Schluck genehmige?“

Der Psychiater schüttelte den Kopf.

Dorian ging zum Bücherschrank und öffnete die geschickt getarnte Hausbar. Wütend preßte er die Lippen zusammen. Nicht eine einzige Flasche befand sich darin.

„Verdammst noch mal!“ fluchte er ungehalten. „Ich soll doch nicht Abstinenzler werden, oder?“

„Das ist wegen Ihrer Frau“, sagte Lannon rasch. „Sie ist ein labiler Typ, und es ist besser, wenn sie keinen Alkohol trinkt.“

„Lilian trank nie!“ fauchte der Dämonenkiller. .

„Aber es besteht die Gefahr, daß sie ...“

„Unsinn!“ zischte Dorian wütend.

„Ihre Frau braucht viel Ruhe“, sagte Lannon rasch. „Keine

Aufregungen. Sie müssen sie ganz sanft und zartfühlend behandeln. Und da habe ich meine Bedenken, Mr. Hunter. Sie sind ein ziemlich aufbrausender, unbeherrschter Mann. Sie dürfen Ihre Frau auf keinen Fall anschreien oder unfreundlich behandeln. Das könnte einen Schock auslösen, und sie würde rückfällig werden. Das wollen Sie doch nicht?“

„Nein!“ zischte der Dämonenkiller. „Das will ich nicht. Und ich werde so sanft wie ein Lamm sein und mir jedes Wort, das ich sage, fünfmal vorher überlegen. Ich werde meine Frau auf Händen tragen und ...“

„Werden Sie nicht ätzend, Mr. Hunter“, sagte Lannon scharf. Der Dämonenkiller winkte ungeduldig ab.

„Wahrscheinlich wäre es das beste für Ihre Frau, wenn Sie mit ihr einige Wochen verreisen würde.“

„Wohin?“

„Sie wissen, daß Ihre Frau in Darkpool geboren wurde und dort auch aufwuchs“, sagte Lannon. „Ich stamme auch aus Darkpool. Ich unterhielt mich oft mit Ihrer Frau über unseren Geburtsort. Das war auch einer der Gründe, weshalb Lilian bald Vertrauen zu mir gefunden hatte. Ich habe ein Wochenendhaus in Darkpool. Ich würde es Ihnen zur Verfügung stellen. Der vertraute Ort, die Menschen, die gesunde Luft, das alles könnte Lilian helfen. Wenn Sie wollen, dann stelle ich Ihnen sehr gern das Haus zur Verfügung.“

Dorian war über diesen Vorschlag so verblüfft, daß er einige Sekunden schwieg. Er hatte nicht die Absicht, aus London fortzufahren.

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Doktor“, sagte er, „aber ich möchte das vorerst einmal mit Lilian besprechen.“

„Das kann ich verstehen, Mr. Hunter“, sagte Lannon und stand auf. „Ich erwähnte diesbezüglich etwas zu Ihrer Frau - und sie war begeistert von dem Vorschlag. Wie gesagt, mein

Haus steht Ihnen jederzeit zur Verfügung.“

„Herzlichen Dank für alles!“ sagte Dorian und drückte Lannons Hand.

Der Arzt nickte ihm schweigend zu, dann verabschiedete er sich von Lilian.

„Wir gehen auch“, sagte Sullivan.

Dorian brachte Sullivan und Cohen zur Haustür.

„Ich komme so bald wie möglich in die Jugendstilvilla“, sagte Dorian. „Parker soll Ihnen alles erzählen, was wir in Südamerika erlebt haben. Er soll sich auch um Machu Picchu kümmern.“

„Ich werde es ihm sagen“, versprach Sullivan und trat aus dem Haus.

„Lilian erzählte mir, daß du dich um sie gekümmert hast, Marvin“, sagte der Dämonenkiller. „Besten Dank dafür!“

„Gern geschehen“, sagte Cohen abweisend. „Und laß dir nicht einfallen, Lilian schlecht zu behandeln, sonst bekommst du es mit mir zu tun. Verstanden?“

Dorian antwortete nicht. Er kniff die Augen zusammen. Irgend etwas stimmte mit Cohen nicht. Seine Anteilnahme wollte nicht zu ihm passen.

Dorian wartete, bis der Wagen mit Sullivan und Cohen verschwunden war, dann ging er zurück ins Haus, zurück zu seiner Frau, die ihm völlig fremd war.

Es würde lange dauern, bis er sich an Lilian gewöhnt hatte - falls es überhaupt möglich war.

Dorian versuchte sich als braver Ehemann. Er sprach sanft und geduldig mit Lilian, behandelte sie so, als wäre sie noch immer nicht ganz richtig im Kopf. Doch mit den Gedanken war er weit fort. Er dachte an Coco, an Machu Picchu, Olivaro und

versuchte zu erraten, was der selbstgewählte Herr der Schwarzen Familie gegen ihn vorhatte.

Lilians Geplapper ging ihm schon nach einer Stunde auf die Nerven. Alles in ihm gierte danach, in die Jugendstilvilla zu fahren, doch das durfte er nicht; er mußte zumindest diesen Abend bei Lilian bleiben.

Sie hatte sich als Köchin versucht. Ihre Spezialität waren typische englische Gerichte, die Dorian schon als Junge nicht hatte ausstehen können.

Die Zusammenstellung des Abendessens übertraf seine ärgsten Befürchtungen. Sie servierte schottische Graupensuppe, die Dorian mit einer wahren Todesverachtung hinunterlöffelte. Danach gab es Lammkeule mit Minzsauce, bei deren Anblick sich Dorian der Magen umdrehte. Dazu trank er Mineralwasser. Und zum Schluß mußte er einen Sirupauflauf hinunterwürgen.

Er fühlte sich unendlich erleichtert, als das Essen vorbei war.

Sie blieben noch einige Zeit im Wohnzimmer sitzen und plauderten über unverbindliche Dinge. Lilian gähnte immer wieder. Als er ihr vorschlug, daß sie schlafen gehen sollte, war sie sofort damit einverstanden.

Er wartete, bis sie sich gewaschen hatte und im Bett lag, dann kehrte er ins Wohnzimmer zurück.

Mit geballten Fäusten schritt er wie ein gereizter Stier auf und ab. Er gierte nach einem Drink. In der Küche fand er keinen Tropfen Alkohol, nicht mal eine Flasche Rum.

Er griff nach den Schlüsseln, trat aus dem Haus, sperrte die Tür ab und lief über die Straße. Drei Häuser weiter befand sich in einer kleinen Gasse ein Pub.

An der Theke kippte er rasch ein Bier und aß zwei Hühnersandwiches. Bourbon bekam er keinen, doch er kaufte eine Flasche Black Label. Dann trank er noch ein Bier und

hörte den erregten Diskussionen rings um sich zu. Einige der Besucher des Pubs kannte er von früher her, als er noch mit Lilian zusammengewohnt hatte. Damals war er oft hierher gekommen und hatte sich mit den einfachen Leuten über Fußball und Pferde unterhalten. Doch das war schon lange her. Aber wenn es so weiterging, dann würde er hier bald wieder Stammgast sein.

Er klemmte sich die Flasche unter den rechten Arm und schlenderte langsam zu seinem Haus zurück.

Im Wohnzimmer drehte er das Radio auf, setzte sich und öffnete die Whiskyflasche. Er genehmigte sich einen großen Schluck und streckte die Beine weit von sich.

Dorian verfiel in ein dumpfes Brüten, aus dem ihn ein lautes Knarren riß. Er stellte das Glas ab und stand blitzschnell auf.

Das knarrende Geräusch wurde lauter.

Der Dämonenkiller riß die Tür zur Diele auf. Hewitt stand vor ihm. Das Gesicht wirkte im Halbdunkel der Diele noch abstoßender.

Die Augen des Dämonenkillers blitzten wütend.

„Hinaus mit dir!“ zischte er leise. „Wenn dich meine Frau sieht, dann...“

„Ich muß mit dir sprechen“, sagte Hewitt.

„Sinnlos“, sagte Dorian und ging auf Hewitt zu. „Verschwinde aus meinem Haus und ...“

Hewitts grauenhaftes Gesicht verzog sich zu einem Grinsen.

„Zuerst spreche ich mit dir, Dorian“, sagte er. „Wenn du mich nicht anhören willst, dann fange ich zu brüllen an, und deine Frau wird alles andere...“

„Komm ins Wohnzimmer!“ sagte der Dämonenkiller ungehalten. Er wollte nicht, daß Hewitt seine Drohung wahr machen konnte. Lilian hätte sicherlich bei seinem Anblick einen Schock erlitten.

Hewitt setzte sich ungeniert nieder, und Dorian schloß die Tür und blieb neben ihr stehen. Er verschränkte die Hände über der Brust und musterte den Freak.

„Hewitt“, sagte der Dämonenkiller ruhig, „ich habe dir schon auf dem Flughafen gesagt, daß ich nichts von deinen Vorschlägen halte. Ich will nichts mit dir zu tun haben. Verstehst du das endlich?“

Das Monster schüttelte entschieden den Kopf. „Du mußt Vernunft annehmen, Dorian. Ich meine es nur gut mit dir. Hör dich doch einmal in Ruhe die Vorschläge an, die dir die Olivaro feindlich gesinnten Dämonenfamilien unterbreiten wollen.“

Dorian kniff die Augen zusammen.

„Ich gehe keinen Pakt mit Dämonen ein“, sagte er heftig.
„Ich kann ihnen nicht trauen.“

Das Scheusal seufzte. „Du stehst allein in deinem Kampf gegen Olivaro da, Hunter. Ganz allein.“

„Ich habe meine Gefährten“, sagte der Dämonenkiller.

„Pah!“ meinte Hewitt verächtlich. „Mit Marvin Cohen kannst du nicht rechnen, der ist... Lassen wir das! Du wirst es schon selbst bemerken. Trevor Sullivan ist ein alter Mann, gebrochen und eher hilflos. Phillip? Dieses wandelnde Orakel hilft dir auch nicht weiter. Dein Freund Jeff Parker? Der richtet mehr Schaden an, als daß er dir helfen kann. Miß Pickford wirst du doch wohl nicht als Hilfe betrachten, oder? Und Machu Picchu, die geheimnisvolle Inka-Prinzessin? Sie ist nur eine Last für dich, so wie deine Frau Lilian.“

„Du weißt recht gut Bescheid“, sagte Dorian.

„Wir wissen mehr, als du ahnst, Dorian“, sagte das Monster.
„Für dich gibt es nur eine Chance. Schließe dich den Dämonenfamilien an! Nur so kannst du den Kampf gegen Olivaro aufnehmen. Vergiß nicht, Coco ist auf Olivarios Seite.“

Sie kennt dich genau. Alle deine Schwächen und Fehler. Sie kann das ausnützen. Olivaro kann jeden Augenblick zuschlagen - und du bist ihm machtlos ausgeliefert.“

„Genug davon“, sagte Dorian ungehalten. „Ich habe mir“ dein Geschwätz lange genug angehört. Richte den Dämonenfamilien aus, daß ich nicht daran denke, mich mit ihnen gegen Olivaro zu verbünden!“

Hewitt stand langsam auf.

„Ich flehe dich an, Dorian“, winselte er, „triff dich mit ihnen!“

„Nein“, sagte der Dämonenkiller.

„Verschwinde!“

„So versteh doch endlich, Dorian!“ zischte Hewitt. „Du schwebst in Gefahr. Olivaro wird alles daran setzen, um dich endlich unschädlich zu machen. Das muß dir doch schon klargeworden sein. Er kann es einfach nicht mehr zulassen, daß du weiterlebst. Nimm Vernunft an!“ „Hinaus!“ sagte Dorian hart. Er drehte sich zur Seite und öffnete die Tür. Hewitt blieb vor ihm stehen.

„Hast du dich schon entschieden, ob du Dr. Lannons Vorschlag annimmst und nach Darkpool fährst?“ „Woher weißt du davon?“ „Ich sagte dir, daß wir mehr wissen, als du vermutest“, sagte das Scheusal. „Egal, wie du dich entscheidest, du wirst auf unsere Hilfe zurückkommen. Ich melde mich wieder.“

„Laß dir nicht mehr einfallen, mir einen Besuch abzustatten!“ sagte Dorian. „Sonst werde ich ...“

„Was?“ unterbrach ihn Hewitt spöttisch. „Was wirst du dann tun? Mich töten? Nur zu! Das will ich ja.“

Das Scheusal ging am Dämonenkiller vorbei, trat in die Diele hinaus, wandte den Kopf noch einmal um und kicherte.

„Denk an deine Frau, Dorian! Ich könnte sie gelegentlich

besuchen kommen.“ Er kicherte wieder. Dorian stürzte in die Diele und wollte Hewitt packen, doch dieser wich geschickt aus und war plötzlich verschwunden. Er hatte sich einfach aufgelöst.

Der Dämonenkiller blieb einige Sekunden mit geballten Fäusten stehen, dann ging er mit gesenktem Kopf ins Wohnzimmer zurück.

Hewitt hatte recht. Er konnte sich gegen seine Besuche nicht wehren. Asmodi hatte bestimmt, daß Hewitt sein Leben unter entsetzlichen Qualen verbringen sollte. Nur Dorian konnte ihn von seinen Leiden erlösen - ihn töten. Und gerade das wollte Hewitt.

Lilian hatte lange nicht einschlafen können. Das Zusammentreffen mit Dorian hatte sie doch mehr aufgeregt, als sie geglaubt hatte. Immer wieder irrten die Gedanken zurück zu der Zeit, als sie ihren Mann kennengelernt hatte. Einzelheiten fielen ihr ein, doch dann kehrten ihre Gedanken in die Gegenwart zurück. Sie fragte sich, wie alles weitergehen sollte. War ein Zusammenleben mit Dorian überhaupt noch möglich?

Ihre Gedanken wanderten weiter. Sie dachte an Marvin Cohen, der so ganz anders als Dorian war.

Endlich schlief sie ein. Doch es war ein unruhiger Schlaf. Immer wieder schreckte sie hoch, wälzte sich auf den Rücken und lag mit hämmerndem Puls da.

Sie hatte Angst, allein im dunklen Zimmer, doch sie wollte nicht nach Dorian rufen.

Lilian rollte sich zusammen und zog die Decke über den Kopf. Doch auch das half nichts. Das Gefühl einer drohenden Gefahr verstärkte sich immer mehr. Es war ihr, als würde sie Stimmen hören; leise Stimmen, die sie verspotteten. Sie hörte nur einzelne Worte, keine ganzen Sätze.

Dann vernahm sie das Kichern. Es schien aus einer Ecke des Schlafzimmers zu kommen und wurde immer lauter. Jetzt war es rechts neben dem Bett. Sie kroch tiefer unter die Decke. Ihr Körper war in Schweiß gebadet.

Jemand zerrte an der Decke, irgend etwas versuchte nach ihr zu greifen, und plötzlich berührte das Etwas ihr rechtes Bein. Es fühlte sich schleimig und eiskalt an. Mit einem gewaltigen Ruck wurde die Decke heruntergerissen.

Sie richtete sich auf, und ihre Augen wurden groß. Ihr Mund öffnete sich, und sie hielt sich die rechte Hand vor den Mund. Sie wollte schreien, doch kein Laut kam über ihre Lippen.

Vor ihr hockte ein Monster, streckte die Krallen nach ihr aus, und der Mund war weit aufgerissen und entblößte spitze Zähne. Ein fauliger Geruch hing im Zimmer. Die Umrisse der monströsen Gestalt waren nur undeutlich zu erkennen. Eine Pranke raste auf sie zu, und Lilian ließ sich zurückfallen. Sie atmete schwer. Wieder schlug das Biest nach ihr. Es leuchtete senffarben. Die Fratze kam näher, und die Zähne schlügen aufeinander.

Lilian stieß einen lauten Schrei aus, warf sich zur Seite und vergrub den Kopf im Polster.

Laute Schritte waren zu hören, dann wurde die Tür aufgerissen und das Licht flammte auf.

„Lilian?“ hörte sie Doriens Stimme.

Sie krallte sich fester in das Polster.

„Lilian“, sagte der Dämonenkiller sanft.

Seine Hand berührte ihre Schulter, und sie zuckte zusammen.

„Ist das Monster fort?“ fragte sie leise.

„Hier ist kein Monster“, sagte Dorian.

Die junge Frau ließ das Polster los und hob den Kopf. Ihr Mann stand neben dem Bett und sah sie forschend an.

„Ein Ungeheuer war im Zimmer“, sagte Lilian und setzte sich auf. „Es bedrohte mich.“

„Du hast einen Alptraum gehabt, Liebling“, sagte Dorian sanft.

„Nein“, sagte Lilian bestimmt. Sie zitterte noch immer vor Aufregung. „Das war kein Traum. Es berührte mich und riß die Decke herunter. Sieh selbst! Sie liegt auf dem Boden.“

„Trotzdem, Lilian“, sagte der Dämonenkiller ruhig und setzte sich neben seine Frau. „Es war ein Alptraum. Ich hörte dich schreien und lief herauf in dein Zimmer. Es war kein Monster hier. Ich hätte es sehen müssen.“

„Es war aber so real“, sagte Lilian kläglich.

Ihr Gesicht war noch blässer als normal.

„Ich hole dir ein Schlafmittel“, sagte Dorian. „Dann wirst du ruhig schlafen.“

Dorian gab ihr drei Schlaftabletten und sprach beruhigend auf sie ein. Er vermied es, über das Ungeheuer zu sprechen, das seine Frau gesehen haben wollte, doch nur zu deutlich waren ihm Hewitts Worte im Bewußtsein. Vielleicht hatte der Freak seine Warnung wahr gemacht und seiner Frau einen Besuch abgestattet.

Wenn Hewitt das noch einmal macht, dachte Dorian, dann werde ich ihn doch töten müssen, so ungern ich das auch tun würde.

Er nahm die rechte Hand seiner Frau und streichelte sie. Lilian schloß die Augen.

„Ich bin so müde“, sagte sie und gähnte.

„Du wirst jetzt gut schlafen“, sagte Dorian. Es war ihm, als würde er zu einem kleinen Kind sprechen.

Einige Minuten später hob und senkte sich die Brust seiner Frau regelmäßig. Das Schlafpulver wirkte überraschend schnell.

Er ließ ihre Hand los und ging leise aus dem Zimmer. In der Tür blieb er einen Augenblick stehen und sah die Schlafende an. Dann seufzte er und löschte das Licht.

Für Dorian gab es keinen Zweifel: Lilian hatte nicht geträumt, Hewitt hatte sie besucht.

Der Dämonenkiller hatte kaum das Wohnzimmer betreten, als der Türgong erklang. Er warf einen Blick auf die Uhr. Es war kurz nach Mitternacht; nicht unbedingt der Zeitpunkt, wo man mit Gästen rechnen konnte.

Er griff nach seiner Pistole, entsicherte sie und steckte sie in die Tasche. Dann ging er in die Diele und riß die Eingangstür auf.

„Phillip!“ rief er überrascht, als er den Hermaphroditen sah.

Phillip war jenes rätselhafte Geschöpf, das nicht Mann noch Frau war, das in einer eigenen Welt lebte, die für normale Sterbliche völlig unverständlich war. Phillips goldene Augen waren starr auf den Dämonenkiller gerichtet. Sein blasses Gesicht wurde von schulterlangen blonden Locken umrahmt, die ihm das Aussehen eines Engels gaben.

Phillip war nicht allein gekommen. Schräg hinter ihm stand Machu Picchu. Ihre dunklen Augen flehten den Dämonenkiller an. Das lange Haar hatte sie kunstvoll aufgesteckt. Es betonte ihr schmales hübsches Gesicht. In der enganliegenden, flammendroten Seidenbluse und den Jeans wirkte sie völlig verändert.

„Kommt herein!“ sagte Dorian gepreßt.

Phillip ging langsam, fast gemächlich, Machu Picchu bewegte sich geschmeidig wie eine Raubkatze.

Dorian hatte kaum die Tür geschlossen, als sich das junge Mädchen wie eine Ertrinkende an ihn klammerte.

„Ich mußte zu dir kommen“, sagte sie.

Sie sprach Quechua, die alte Sprache der Inkas.

Dorian strich ihr sanft über die Wangen. Sie drückte ihren Kopf gegen seine Brust, und der Druck ihrer Hände verstärkte sich.

„Du bist der einzige Lichtblick in dieser fremden Welt“, sagte Machu Picchu. „Ohne dich bin ich verloren.“

Dorian antwortete nicht. Er löste sich aus ihrer Umklammerung, legte einen Arm um ihre Schultern und führte sie ins Wohnzimmer.

Phillip folgte ihnen. Der Hermaphrodit hatte sich in seine eigene Gedankenwelt zurückgezogen. Sein Gesicht war entspannt, und die Augen schienen ins Nichts zu starren.

Machu Picchu drängte sich ungestüm an Dorian, als er sich auf die Couch setzte.

„Darf ich bei dir bleiben, Dorian?“ fragte die Inka-Prinzessin und ließ Dorian nicht aus den Augen.

„Das ist leider nicht möglich“, sagte der Dämonenkiller.

Der Ausdruck von Machu Picchus Augen änderte sich. Die Hoffnung schwand daraus und machte einer unendlichen Traurigkeit Platz. Dorian konnte sich nicht erinnern, je zuvor so einen traurigen Ausdruck gesehen zu haben.

„Du mußt mich verstehen, Machu Picchu“, sagte er rasch. „Meine Frau war lange krank. Sie ist jetzt wieder gesund, doch sie verträgt keine Aufregung. Verstehst du das?“

Das Indianermädchen nickte langsam.

„Ich verstehe“, sagte sie fast unhörbar. „Aber warum darf ich nicht bei dir bleiben?“

Dorian lächelte schwach. „Das würde meiner Frau nicht gefallen.“ „Ist sie wichtig für dich?“ Das war eine Frage, auf die Dorian keine Antwort geben konnte, da er sie selbst nicht wußte.

„Sie braucht mich“, sagte er ausweichend.

„Ich brauche dich auch“, sagte Machu Picchu einfach.

Dorian unterdrückte ein Seufzen. Er hatte Mitleid mit Machu Picchu und wollte ihr helfen, andererseits war es seine Pflicht, Lilian beizustehen. Und er konnte sich gut die Reaktion seiner Frau vorstellen, wenn sie erfuhr, daß er sich entschlossen hatte, die Inka-Prinzessin bei sich im Haus aufzunehmen. Das konnte er nicht; das würde nicht gutgehen, es war einfach unmöglich, Lilian würde wahrscheinlich einen Rückfall erleiden.

„Ich weiß, daß du mich brauchst, Machu Picchu“, sagte er schließlich. „Wir werden morgen darüber weitersprechen.“

„Ich darf also bei dir bleiben?“ Das Gesicht des Dämonenkillers nahm einen gequälten Ausdruck an. „Das ist leider nicht möglich.“

Das Mädchen schloß die Augen. „Diese Welt ist zu schrecklich, zu unverständlich für mich. Ich träume, aber ich will nicht mehr träumen. Ich kann nicht mehr den Traum meines Lebens träumen. Alles ist mir unverständlich, unheimlich. Du bist alles, was ich habe, Dorian. Mein Herz schlägt nur für dich, und ich lebe nur für dich.“ Dorian zog das Mädchen an sich. Sie öffnete die Augen. „Deine Frau ist ein Hemmschuh für dich, Dorian“, flüsterte sie und küßte ihn zärtlich auf die Wange. „Verlaß sie!“

„Wie kannst du das sagen, Machu Picchu?“ fragte der Dämonenkiller. „Du kennst meine Frau nicht.“

Das Mädchen lächelte geheimnisvoll.

„Ich kenne sie nicht“, sagte sie fast unhörbar, „aber ich spüre deine Gefühle, Dorian. Deine Frau bedeutet dir nicht viel.“

„Das kannst du nicht sagen“, meinte Dorian lahm.

„Du darfst mich nicht verstoßen, Dorian“, sagte das Mädchen. „Ich kann dir helfen. Du darfst dich nicht entmutigen lassen. Ich stehe auf deiner Seite und bin Cocos verlängerter Arm.“

„Das hast du schon in Rio behauptet, Machu Picchu, aber

mir nicht erklärt. Was willst du damit sagen?“

„Das darf ich dir nicht verraten, Dorian“, sagte sie. „Noch nicht. Verstoße mich nicht! Komm zu mir! Vergiß deine Frau! In meinen Armen wirst du sie rasch vergessen haben.“

Dorians Gedanken irrten ab. Machu Picchu hatte behauptet, daß Coco Zamis treu zu ihm halten würde. Er hatte sich damals schon gewundert, wie die Inka-Prinzessin so etwas behaupten konnte, sie wußte über die Verhältnisse überhaupt nicht Bescheid. Aber irgend etwas Wahres mußte daran sein. „Was weißt du von Coco?“ Die Inka-Prinzessin antwortete nicht. Sie stand langsam auf.

„Du willst mich nicht hier haben“, sagte sie, „deshalb werde ich jetzt gehen.“

„Warte!“ sagte Dorian rasch. „Ich rufe Marvin Cohen an. Er soll dich abholen.“

„Ich mag diesen Cohen nicht“, sagte Machu Picchu. „Phillip wird mich führen.“

Der Dämonenkiller sah den Hermaphroditen an. Er wunderte sich, daß sich Phillip mit der Inka-Prinzessin verständigen konnte. Aber die beiden waren seltsame Geschöpfe, die sich wahrscheinlich Kraft ihrer Gedanken miteinander verständigten.

„Phillip!“ sagte Dorian, doch der Hermaphrodit ignorierte ihn einfach.

Die Inka-Prinzessin berührte Phillip sanft, der sich daraufhin umwandte und aus dem Wohnzimmer ging. Die Inka-Prinzessin folgte ihm langsam.

„Wir sprechen morgen weiter“, versprach Dorian. „Ich begleite euch in die Jugendstilvilla.“

„Das ist nicht notwendig“, sagte Machu Picchu. „Uns kann nichts geschehen.“

Sie öffnete die Eingangstür und trat ins Freie. In diesem

Augenblick hielt ein Wagen vor dem Haus und Jeff Parker sprang heraus.

„Hallo, Dorian!“ sagte der Millionär. „Meine Vermutung war richtig. Ich erwartete Machu Picchu und Phillip bei dir zu treffen. Die beiden waren plötzlich verschwunden. Sullivan wollte dich anrufen, doch ich war dagegen. Ich nehme die beiden mit. Und morgen müssen wir uns eingehend unterhalten.“

Dorian wartete, bis das Mädchen und Phillip in den Wagen gestiegen waren.

„Was wirst du mit der Kleinen machen?“ fragte Parker und wies mit dem Kinn zum Wagen.

Der Dämonenkiller hob die Schultern. „Wenn ich das wüßte, dann wäre mir leichter.“

„Kopf hoch, alter Junge!“ sagte Parker. „Ich kann mir nur zu gut vorstellen, was in dir vorgeht. Zuerst verlierst du Coco, dann verknallt sich Machu Picchu in dich. Übrigens gar kein schlechter Ersatz für Coco - wenn ich ehrlich sein soll.“ Parker grinste. „Und dann kommst du nach Hause und findest deine Frau vor, mit der du überhaupt nicht mehr gerechnet hast. Schlaf mal eine Nacht darüber! Morgen sieht alles anders aus.“

Er klopfte dem Dämonenkiller auf eine Schulter und stieg in den Wagen.

Dorian sah dem Wagen lange nach. Machu Picchu hatte den Kopf umgewandt, und ihre dunklen Augen verfolgten ihn noch, als der Wagen schon lange verschwunden war.

Lilian drehte sich verschlafen um. Trotz der herabgezogenen Jalousien und der schweren Vorhänge war es hell im Schlafzimmer. Sie rieb sich mit beiden Händen die geschlossenen Augen und gähnte geräuschlos. Langsam wandte sie den Kopf um. Es dauerte einige Sekunden bis ihr

bewußt wurde, daß sie sich nicht mehr in ihrem kleinen Zimmer in der O'Hara-Stiftung befand. Sie war zu Hause - zu Hause bei ihrem Mann, der gestern zurückgekommen war.

Dorian lag auf dem Bauch. Eine Hand hatte er unter das Kissen geschoben, die andere hing aus dem Bett und berührte den Boden. Er schlief noch immer. Sein dunkles Haar war zerrauft, das braungebrannte Gesicht mit einer dünnen Schweißschicht bedeckt. Der Mund stand halb offen. Er atmete schwer, und deutlich waren die Augäpfel unter den geschlossenen Lidern zu erkennen, die sich wild bewegten.

Lilian schlug die Decke zurück und setzte sich langsam auf. Dabei bemühte sie sich, kein Geräusch zu verursachen. Sie wollte ihren Mann nicht wecken.

Dorian bewegte sich unruhig im Schlaf. Er warf den Kopf hin und her und keuchte.

Sie stand langsam auf, und dann fiel ihr das Ungeheuer ein, das sie während der Nacht gesehen hatte. Unwillkürlich schauderte sie. Sie griff nach dem Morgenrock und schüttelte leicht den Kopf. Dann lächelte sie. Es war nur ein Alptraum gewesen. Nichts weiter.

Sie schlüpfte in die Pantoffel, und huschte geräuschlos durchs Zimmer, öffnete die Tür und schloß sie leise hinter sich.

Lilian ging ins Badezimmer und öffnete das Fenster, das in den kleinen Garten führte. Sie summte vergnügt vor sich hin, stellte sich vor den Spiegel und strich sich durchs Haar. Unsicher beugte sie sich vor und zuckte erschrocken zurück. Ihr Gesicht hatte sich verändert. Überall waren Flecke zu sehen, die immer größer wurden und sich zu eitrigen Geschwüren ausbildeten. Ihre Augen veränderten sich ebenfalls. Sie wurden kleiner und waren nicht mehr blaßblau - sondern glühendrot. Ihre Nase verformte sich, stellte sich auf und ringelte sich wie der Schwanz eines Schweines ein.

Lilian hielt sich mit beiden Händen am Waschbecken fest

und schloß entsetzt die Augen. Nach einigen Sekunden wagte sie es endlich, die Augen wieder zu öffnen.

Ihr normales Gesicht sah ihr aus dem Spiegel entgegen.

Sie schüttelte den Kopf und strich sich über die Wangen; sie waren völlig glatt; keine Beulen waren zu spüren.

Ich habe Halluzinationen, dachte sie.

Mit zusammengebissenen Zähnen drehte sie das Wasser an, schob sich das Haar aus der Stirn, wusch sich Gesicht und Hände, griff nach dem Handtuch und - ließ es entsetzt fallen.

Ihre Hände hatten sich verwandelt. Sie waren mit einer gelben Hornhaut bedeckt, und die Fingernägel waren zu Klauen geworden.

Vor ihren Augen wurde es schwarz. Sie kämpfte gegen die drohende Ohnmacht an. Zitternd lehnte sie sich gegen die Wand und keuchte. Ich werde verrückt, dachte sie entsetzt. Ich muß dagegen ankämpfen. Ich will nicht zurück in die Heilanstalt. Ich will bei meinem Mann bleiben. Ich muß mich zusammenreißen. Das ist alles nur Einbildung.

Endlich öffnete sie die Augen. Zögernd starzte sie ihre Finger an. Sie waren völlig normal. Sie hatte grazile Hände mit schön geformten Fingern, die Nägel blaßrotlackiert.

Ich darf Dorian davon nichts sagen, dachte sie. Er würde sich Sorgen machen und Dr. Lannon anrufen. Ich bin normal, sagte sie sich. Ich bin völlig normal.

Sie schlüpfte aus dem Morgenrock, warf ihn über einen Stuhl und zog das hauchdünne Nachthemd aus. Aus einem Schrank holte sie eine Badehaube, stülpte sie über ihren Kopf und stellte sich unter die Brause. Das Wasser war zu heiß. Sie regulierte die Temperatur und ließ das lauwarme Wasser über ihren Rücken rinnen. Nach einigen Sekunden entspannte sie sich. Die Wasserstrahlen prasselten auf ihre Schultern, dann auf ihre festen Brüste und den Bauch.

Von einer Sekunde zur anderen veränderte sich das Wasser. Grünlicher Schleim, der ihre Haut zu verbrennen schien, spritzte über ihren Körper. Sie ließ die Handbrause fallen und krümmte sich zusammen. Dampf stieg auf und hüllte sie ein. Es roch nach Schwefel, und sie hustete gequält und japste nach Luft. Immer mehr Schleim quoll aus der Brause, tropfte über ihre Schenkel und klatschte gegen ihren Bauch.

„Dorian!“ brüllte sie.

Der Schlauch der Brause krümmte sich wie eine Schlange, stieg hoch und bewegte sich seltsam. Sie fiel auf die Knie, und der Schlauch schmiegte sich um ihren Körper und wanderte höher. Er kroch zwischen ihre Brüste und verwandelte sich in den schuppigen Leib einer armdicken Schlange, die sich um ihren Hals ringelte und ihr die Kehle zuschnürte.

„Dorian!“ keuchte sie.

Der Dämonenkiller wälzte sich hin und her.

„Dorian!“

Er schreckte hoch und setzte sich auf. Das Bett neben ihm war leer.

„Dorian!“

Es war die gurgelnde Stimme seiner Frau. Er sprang aus dem Bett und riß die Tür zum Korridor auf.

„Wo bist du, Lilian?“ rief er fragend.

Sie antwortete nicht, doch er hörte das Rauschen der Brause. Mit zwei Sprüngen hatte er das Badezimmer erreicht, riß die Tür auf, raste hinein und blieb stehen. Verwundert sah er seine Frau an. Sie hockte nackt in der Badewanne. Die Handbrause lag vor ihr, und das Wasser spritzte gegen ihren Bauch.

„Du hast mich gerufen?“ fragte er und kam langsam näher.

Lilians Gesicht war angstvoll verzerrt. Die Augen hatte sie

weit aufgerissen.

„Ja“, keuchte Lilian. „Ich rief dich.“

Lilian schüttelte verwundert den Kopf.

Dorian blieb mißtrauisch neben der Badewanne stehen. Der Gesichtsausdruck seiner Frau wollte ihm gar nicht gefallen.

„Ist etwas geschehen, Lilian?“ fragte er.

„Nein“, sagte Lilian schwach. „Ich fühlte mich plötzlich etwas benommen. Ich hatte einen Schwindelanfall. Alles drehte sich vor meinen Augen. Aber jetzt bin ich wieder in Ordnung.“

Dorian kniff die Augen zusammen. Irgend etwas stimmte da nicht. Lilians Stimme klang fremdartig. Irgend etwas war geschehen, da war er sicher. Aber was?

„Wäschst du mir bitte den Rücken?“ fragte Lilian, die beschlossen hatte, nichts von den seltsamen Erscheinungen zu sagen.

Dorian nickte, setzte sich auf den Rand der Badewanne und griff nach dem Schwamm und der Seife. Er seifte den Rücken seiner Frau ein. Dabei hatte er genügend Gelegenheit, den nackten Körper zu betrachten, den er nüchtern wie ein Künstler sein Modell begutachtete. Zu seinem Bedauern stellte er fest, daß er für seine Frau keinerlei sexuelles Interesse hatte. Dabei hatte sie einen wohlproportionierten Körper. Sie war schlank und mit den notwendigen Rundungen versehen.

„Bist du sicher, daß alles in Ordnung ist, Lilian?“ fragte Dorian.

Sie nickte eifrig und quälte sich ein Lächeln ab.

Dorian schwemmte den Seifenschaum von ihrem Rücken, reichte ihr dann die Handbrause und wandte sich ab. Er trat an den Spiegel heran, wusch sich und putzte sich die Zähne. Dann rasierte er sich, während sich Lilian abtrocknete und in ihren Morgenmantel schlüpfte.

„Willst du etwas Besonderes zum Frühstück, Rian?“ fragte

sie.

„Nein“, sagte Dorian.

Lilian huschte an ihm vorbei, und er setzte für einen Augenblick den Rasierapparat ab. Das Verhalten seiner Frau wollte ihm gar nicht gefallen. Sie wirkte nervös und verkrampt.

Lilian schalt sich eine dumme Närrin. Sie hatte sich alles nur eingebildet. Der Schlauch der Brause hatte sich gar nicht in eine Schlange verwandelt, und kein grüner, ätzender Schleim war aus der Handbrause gespritzt, sondern klares, lauwarmes Wasser.

Sie setzte sich vor den Schminktisch, zog die Brauen nach, griff nach dem Lippenstift, schraubte ihn auf, strich sich über die Lippen und stieß einen leisen Schrei aus. Der Lippenstift schien ihren Mund zu verbrennen. Deutlich sah sie es im Spiegel. Ihre Lippen schwollen an, wurden immer größer, bis sie wie ein gewaltiger Luftballon vor ihrem Gesicht hingen. Sie sprang auf, und der Stuhl fiel krachend zu Boden.

Dorian stürzte ins Schlafzimmer. In der Tür blieb er stehen.

„Was ist jetzt schon wieder los?“ fragte er etwas gereizt.

„Ich strich mir ...“ sagte Lilian mit zittriger Stimme, dann brach sie ab. • Sie sah sich im Spiegel an. Ihre Lippen waren völlig normal. „Ich strich mir die Lippen an und stand dann auf“, erklärte sie. „Dabei fiel der Stuhl um.“

„Hm“, sagte der Dämonenkiller und ging aus dem Zimmer.

Lilian unterdrückte mit Mühe ein Schluchzen. Ich werde wieder verrückt, dachte sie angstvoll.

Sie öffnete den Kleiderschrank, holte Unterwäsche heraus, schlüpfte in einen winzigen Slip und griff nach dem Büstenhalter, der plötzlich durch die Luft schwebte und dessen Träger sich um ihre Handgelenke legten und sie förmlich

fesselten. Verzweifelt versuchte sie sich zu befreien. Das Kleidungsstück schnürte ihr das Blut ab. Ihre Hände wurden weiß. Lilian preßte die Lippen zusammen und riß mit aller Kraft an den Trägern, doch sie bekam den Büstenhalter nicht herunter.

Sie sprang auf und lief zur Tür. Mit dem rechten Ellbogen drückte sie die Klinke herunter, rannte über den Korridor und stieß die Tür ins Badezimmer auf.

Dorian rieb sich gerade das Kinn mit Rasierwasser ein. Er wandte den Kopf herum und in diesem Augenblick löste sich die Fessel. Der Büstenhalter hing locker zu Boden.

„Was gibt es jetzt wieder?“

Dorians Stimme klang ziemlich ungehalten. Langsam hatte er den Eindruck, seine Frau würde jede sich nur bietende Gelegenheit nützen, um sich ihm nackt - oder halbnackt - zu nähern.

Lilian schluckte.

„Ich bekomme den BH nicht zu“, sagte sie matt.

Sie schlüpfte hinein, verstaute ihre Brüste in den Körbchen und hielt Dorian ihren Rücken hin, der mühelos den Verschluß einhaken konnte.

„Danke“, sagte Lilian.

Als sie aus dem Badezimmer gehen wollte, griff Dorian nach ihrer Schulter und drehte sie zu sich um.

„Was ist mit dir los, Lilian?“ fragte er. „Wollen wir nicht mit offenen Karten spielen? Was hat das alles zu bedeuten?“

Ihre Augen waren weit aufgerissen.

„Ich verstehe dich nicht“, sagte sie leise, riß sich los und lief zurück ins Schlafzimmer.

In ihrem Gesicht arbeitete es. Sie hatte Angst, nach einem Kleid zu greifen, fürchtete, daß wieder etwas Unerklärliches geschehen würde.

Endlich überwand sie ihre Scheu und griff nach einem einfachen blauen Leinenkleid. Nichts geschah. Sie schlüpfte in das enganliegende Kleid, zog es gerade und sah in den Spiegel. Sie fand sich sehr hübsch. Nichts Abnormales war zu bemerken.

Zwanzig Minuten später hatte Lilian das Frühstück fertig. Dorian war ziemlich überrascht, daß er mit gutem Appetit aß. Der Speck war genau richtig gebraten, der Toast perfekt und das Spiegelei genau so, wie er es wollte. Der Tee war stark und dunkel.

Er schob sich eine Scheibe gebratenen Speck in den Mund, und Lilian sah ihm dabei zu. Plötzlich weiteten sich ihre Augen. Sie keuchte und wandte den Kopf ab.

Dorian legte das Besteck zur Seite.

„Was ist denn nun los?“ fragte er.

Nur mühsam konnte er seinen Unwillen verbergen.

Lilian schüttelte den Kopf. Das Frühstück war für sie zu einem einzigen Alptraum geworden. Bei der Zubereitung hatte es keine Schwierigkeiten gegeben, doch als Dorian zu essen begonnen hatte, war alles wieder unwirklich geworden. Der Tee sah wie Jauche aus - und er roch auch so. Die Toastschnitten bildeten seltsame Muster - Totenschädel, die von zersplitterten Knochen umgeben waren. Der Speck erinnerte an zusammengedrückte Regenwürmer, und der Dotter des Spiegeleis war giftgrün.

„Jetzt will ich endlich wissen, was mit dir los ist“, sagte Dorian wütend. „Sag mir die Wahrheit!“

„Ich kann nicht“, sagte Lilian und barg ihren Kopf zwischen den Händen. „Ich kann es dir nicht sagen.“

„Ich muß es wissen“, sagte er wütend. „Du siehst ja aus, als hättest du etwas ganz Schreckliches gesehen. Was war es?“

Lilian warf dem Tisch aus den Augenwinkeln einen Blick zu. Alles schien wieder normal zu sein. Sie legte die Hände in den Schoß und versuchte ein Lächeln, das ihr mißlang.

Der Dämonenkiller bezähmte seinen Ärger. „Hat es etwas mit deinem Alptraum zu tun?“

Lilian zuckte leicht zusammen.

Dorian schob seinen Teller zur Seite und musterte seine Frau.

„Du benimmst dich schon die ganze Zeit seltsam, Lilian“, sagte er freundlich.

Lilians Lippen bebten.

„Du würdest mich für verrückt halten, Rian“, sagte sie tonlos.

„Ich kann dir nur helfen, wenn ich weiß, was du hast.“

Lilian preßte die Lippen zusammen.

„Ich will nicht in die Klinik“, flüsterte sie.

Ihr Gesicht verzerrte sich, und Tränen rannen über ihre Wangen.

Der Dämonenkiller setzte sich neben seine Frau, und sie barg ihren Kopf an seiner einen Schulter und schluchzte. Ihre Tränen tropften auf sein Kinn.

„Weine nicht, Liebling“, sagte er leise und streichelte sie beruhigend. „Sag mir, bitte, was du hast!“

„Es ist alles so schrecklich“, seufzte Lilian. „Ich sehe Dinge, die es nicht gibt.“

Endlich war der Bann gebrochen, und Lilian erzählte ihm alles. Und je mehr ihm Lilian berichtete, um so härter wurden Doriens Züge. Es war Schwarze Magie im Spiel, da gab es keinen Zweifel. Irgend jemand versuchte seine Frau in den Wahnsinn zu treiben. Aber wer steckte da dahinter? Olivaro? Oder Hewitt und die Dämonenfamilien, die sich gegen Olivaro

verbündet hatten?

„Ich bin doch nicht verrückt, Rian?“ fragte Lilian angstvoll.

„Nein, ganz sicher nicht“, sagte Dorian sanft.

„Ich muß nicht zurück in die Klinik?“

„Nein, du bleibst hier“, sagte Dorian. „Ich werde mich um dich kümmern, Lilian. Deine Phantasie spielt dir einen Streich. Du siehst Dinge, die nicht existieren. Aber das wird vorbeigehen, das verspreche ich dir.“ Er sprach besänftigend auf sie ein und trocknete ihre Tränen. Nach einigen Minuten hatte sie sich wieder beruhigt.

Dorian war der Appetit vergangen. Zusammen mit Lilian brachte er das Geschirr in die Küche.

Er wollte unbedingt in die Jugendstilvilla. Er mußte mit Jeff Parker und Machu Picchu sprechen, doch er hatte Angst, Lilian allein zu lassen. Bis nach dem Mittagessen, das sie in einem Restaurant in der Nähe einnahmen, brachte er nicht die Sprache darauf, daß er zur Jugendstilvilla fahren wollte. Als er es dann endlich sagte, fing Lilian zu schluchzen an. Sie wollte nicht allein gelassen werden; sie hatte Angst, sie wollte nicht, daß er sie verließ.

„Ich muß in die Jugendstilvilla, Lilian“, sagte Dorian, als sie in das Reihenhaus in der Abraham Road zurückgekehrt waren.

„Ich komme mit“, sagte Lilian rasch.

Doch das wollte der Dämonenkiller nicht.

„Ich mache dir einen Vorschlag, Lilian“, sagte er. „Ich rufe Marvin Cohen an. Er soll so lange bei dir bleiben, bis ich zurück bin. Einverstanden?“

Lilian überlegte kurz, dann nickte sie.

Dorian war erleichtert. Er rief in der Jugendstilvilla an, und eine Stunde später traf Marvin Cohen ein.

„Kümmere dich bitte um meine Frau, Marvin!“ bat Dorian.
„Sie ist nervös und ziemlich zerfahren.“

„Wann wirst du zurückkommen, Dorian?“

Der Dämonenkiller hob die Schultern.

„Ich weiß es nicht“, sagte er. „Sollte es später werden, dann rufe ich an. Geh mit Lilian irgendwo hin! In ein Kino, oder in eine Bar. Versuche sie abzulenken!“

„Das werde ich tun“, sagte Marvin Cohen knapp.

Dorian war mit einem Taxi in die Jugendstilvilla gefahren. Von Miß Pickford war er ziemlich reserviert empfangen worden, während die Begrüßung von Don Chapman überaus herzlich gewesen war. Er unterhielt sich kurz mit Trevor Sullivan und Sacheen, sah nach Phillip, der ihn überhaupt nicht beachtete und ging dann zu Machu Picchu, die in einem Zimmer im ersten Stock saß und aus dem Fenster blickte. Sie reagierte nur sehr flüchtig auf seinen Gruß; mit ihr wollte sich Dorian später beschäftigen.

Er zog sich mit Jeff Parker in sein Arbeitszimmer zurück.

„Was ist mit Machu Picchu los?“ fragte er.

Jeff Parker seufzte.

„Sie spricht kein Wort“, berichtete er. „Sie ist völlig geistesabwesend, sitzt schon den ganzen Tag in ihrem Zimmer und starrt in den Garten. Was hast du mit ihr vor?“

„Wenn ich das nur wüßte, Jeff“, sagte Dorian. „Ich kann sie nicht zu mir nehmen. Da würde Lilian völlig durchdrehen.“

„Was meinst du damit?“

Dorian winkte ungeduldig ab.

„Sie braucht mich“, sagte er. „Sie ist völlig verwirrt. Sie hat Halluzinationen. Ich muß hierbleiben, Jeff.“

„Wir wollten doch nach Frankfurt“, sagte Jeff vorwurfsvoll.
„Die dortige Loge der okkultistischen Freimaurer ist ziemlich mächtig.“

„Ich kann im Augenblick nicht fort, Jeff. Verstehst du das denn nicht?“

Jeff brummte.

„Nein“, sagte er grimmig. „Ich verstehe es nicht. Bis jetzt ist Lilian ganz gut ohne deine Hilfe ausgekommen. Wir bleiben ja nur wenige Tage fort.“

„Trotzdem“, sagte der Dämonenkiller entschieden. „Ich muß bei ihr bleiben. Ich werde wahrscheinlich einige Tage mit ihr verreisen.“

„Du kannst sie ja nach Frankfurt mitnehmen“, sagte Jeff.

„Dagegen würde Dr. Lannon sicherlich protestieren“, meinte Dorian. „Und Lilian würde nicht mitfahren wollen. Sie will nach Darkpool.“

Jeff schüttelte den Kopf. „Du entwickelt dich zu einem ordentlichen Pantoffelhelden, Dorian.“

„Blödsinn!“ sagte Dorian. „Es ist einfach meine Pflicht, daß ich mich um Lilian kümmere. Geht das nicht in deinen Schädel?“

Jeff antwortete nicht.

„Du kannst ja in der Zwischenzeit nach Frankfurt fliegen, Jeff“, meinte Dorian. „Im Augenblick kann ich dir ohnedies nicht helfen. Und die Verbindung mit den Freimaurern kannst du auch allein aufnehmen.“

„Das stimmt“, antwortete Jeff und stand auf. „Ich fliege nach Frankfurt. Lieber wäre es mir zwar, wenn du ... Na ja, vielleicht hast du recht, und es ist besser, wenn du einige Zeit bei deiner Frau bleibst. Das ist aber auch keine Dauerlösung, Dorian.“

„Wie meinst du das?“ fragte der Dämonenkiller mißtrauisch.

„Lilian ist nichts für dich“, sagte Parker brutal. „Sie ist ein schwaches Geschöpf, hilflos, allein auf sich gestellt kaum lebensfähig. Versteh doch endlich! Sie ist ein Hemmschuh für

dich. Sie paßt einfach nicht zu dir. Laß mich ausreden! Ich spreche als Freund zu dir. Du kannst die Entscheidung hinauszögern, Dorian, aber nicht für immer.“

„Es ist meine Pflicht, daß ich mich um Lilian kümmere“, sagte Dorian stur.

„Pflicht?“ fragte Jeff verächtlich. „Ihr habt nie zusammengepaßt. Und jetzt noch weniger als früher. Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende.“

Bevor Dorian noch etwas antworten konnte, verließ Jeff das Arbeitszimmer und schlug wütend die Tür zu.

Insgeheim wußte Dorian, daß Jeff recht hatte. Wenn er sich um Lilian kümmern mußte, dann blieb ihm zu anderen Dingen kaum noch Zeit. Wie es im Augenblick aussah, konnte er seinen Kampf gegen die Dämonen nicht mehr weiterführen.

Dorian schob die trüben Gedanken zur Seite, stand langsam auf und ging in Machu Picchus Zimmer. Die Inka-Prinzessin saß am Fenster und blickte in den Garten hinaus. „Machu Picchu“, sagte er leise. Die Inka-Prinzessin wandte langsam den Kopf herum und blickte ihn an. In ihren dunklen Augen spiegelte sich noch immer die unendliche Traurigkeit.

„Du brauchst nichts zu sagen, Dorian“, sagte das Mädchen leise. „Du hast dich gegen mich entschieden. Ich spüre es.“

„Das ist nicht wahr“, sagte der Dämonenkiller und setzte sich neben das Mädchen.

Sie wandte den Kopf ab. Dorian griff nach ihrer Hand.

„Ich habe viel nachgedacht“, sagte Machu Picchu. „Einiges ist mit verständlich geworden, aber nicht alles. Ich versuche dich zu verstehen, doch es gelingt mir nur teilweise. Du fährst mit deiner Frau fort. Und mich wirst du bald vergessen haben, wie so viele andere Frauen zuvor.“

„Das stimmt alles nicht, Machu Picchu“, sagte Dorian heftig. „Ich werde eine Lösung finden, die ...“

„Da wird es zu spät sein“, sagte die Inka-Prinzessin. „Aber ich werde dir helfen. Ich werde dich aus deinem Dilemma befreien.“ „Und wie willst du das tun?“ „Das wirst du merken, Dorian“, sagte sie und lächelte seltsam.

„Du sprichst in letzter Zeit nur in Rätseln, Machu Picchu.“

„Ich darf dir die Wahrheit nicht sagen, Dorian. Ich könnte dir dann nicht helfen.“

„Kannst du dich nicht etwas deutlicher ausdrücken?“ „Nein“, sagte sie einfach, Eine Barriere war zwischen ihnen, die er nicht überwinden konnte. Machu Picchu hatte sich wie eine Schnecke in ihr Haus zurückgezogen.

„Ich bleibe nicht lange fort“, sagte er nach einiger Zeit.
„Wenn ich zurück bin, dann ...“

„Was dann?“ unterbrach sie ihn fragend und sah ihn aufmerksam an. „Da hat sich auch nichts geändert. Du wagst es nicht, eine Entscheidung herbeizuführen. Du hast Angst davor, deiner Frau oder mir weh zu tun. Und das paßt so gar nicht zu dir. Du hast deiner Frau gegenüber Schuldgefühle, die du mit einem sogenannten Pflichtgefühl übertünchen willst. Es ist sinnlos, mit dir zu sprechen, Dorian. Du läufst mit offenen Augen in dein Unglück. Ich werde mich bemühen, es von dir abzuwenden. Hoffentlich gelingt es mir.“

Der Dämonenkiller unterdrückte den aufsteigenden Ärger. So kam er nicht weiter. Das Gespräch war sinnlos geworden. Sie redeten um den heißen Brei herum.

Die Entscheidung war gefallen. Er hatte sich für Lilian entschieden, nicht weil er sie liebte oder brauchte, sondern weil sie in Gefahr war, Irgend jemand wollte sie in den Wahnsinn treiben, und das würde er verhindern. Er mußte ganz einfach bei Lilian bleiben und sie schützen. Dr. Lannons Vorschlag, nach Darkpool zu fahren, kam ihm immer vernünftiger vor.

„Laß mich allein!“ bat Machu Picchu.

„Ich komme später wieder“, sagte Dorian.

Jeff Parker und Sacheen waren reisefertig, als er ins Wohnzimmer trat. Er begleitete die beiden zum wartenden Taxi. Irgendwie fühlte er sich erleichtert, als Parker mit seiner Freundin abgereist war.

Dorian unterhielt sich lange mit Trevor Sullivan und Don Chapman und teilte ihnen seine Entscheidung mit, daß er zusammen mit Lilian nach Darkpool fahren wollte. Beide waren sichtlich nicht begeistert davon, doch sie konnten nichts dagegen vorbringen; die Argumente des Dämonenkillers waren zu stichhaltig.

Es war dunkel geworden, als Dorian zu Machu Picchu ging, um von ihr Abschied zu nehmen.

Anfangs war Lilian verkrampt gewesen, doch Marvin Cohen verstand es überraschend gut, sie aufzuheitern. In Lilians Gegenwart verwandelte er sich in einen anderen Menschen. Nichts war von seiner sonstigen Brutalität zu merken. Sogar seine Stimme änderte sich; sie wurde weich und einschmeichelnd. Er dachte flüchtig an seine Freundin Rose Jamin und verglich sie mit Lilian, dabei verdüsterte sich sein Gesicht für einen Augenblick, doch sofort lächelte er wieder und hörte Lilians Geplapper zu.

Lilian fühlte sich in Marvin Cohens Gegenwart recht wohl. Sie hatte es nicht vergessen, daß er sich während der Abwesenheit von Dorian um sie gekümmert hatte. Anfangs war er ihr grobschlächtig vorgekommen, doch jetzt wußte sie es besser. Cohen kaschierte sein weiches Inneres mit einem polternden, ungestümen Benehmen, das er jedoch in ihrer Gegenwart ablegte.

Sie redete belangloses Zeug; sie wagte es nicht, Cohen von ihren Halluzinationen zu berichten, die jetzt aufgehört hatten.

Als Cohen ihr vorschlug, in den Hyde Park zu fahren, war sie sofort einverstanden.

Cohen parkte den Wagen in der Nähe von Marble Arch. Sie überquerten die Oxford Street. Bei einem der fahrenden Obsthändler, kaufte Cohen ein Säckchen Kirschen. Sie gingen an Speakers' Corner vorbei, betraten den riesigen Park, fanden zwei freie Liegestühle und setzte sich eng nebeneinander.

Es war ein freundlicher Frühlingstag. Der Himmel war wolkenlos, und es war völlig windstill.

Lilian spürte, wie alles von ihr abfiel. Sie aß die Kirschen, lehnte sich zurück, schloß die Augen und genoß die Sonnenstrahlen. Der Verkehrslärm von der Park Lane drang nur gedämpft zu ihnen. Sie befanden sich in einer Oase der Friedlichkeit.

Als es dunkel wurde, führte Cohen sie in ein kleines italienisches Restaurant in der Wigmore Street. Cohen telefonierte kurz mit Dorian, der ihm sagte, daß er wahrscheinlich erst später nach Hause kommen würde.

Lilian genoß das Abendessen. Alle ihre trüben Gedanken waren wie fortgeblasen.

Nach dem Essen besuchten sie einen Jazzkeller, blieben dort eine Stunde, hörten der Musik zu, und Lilian hatte nichts dagegen, daß Cohen einen Arm um ihre Schultern legte.

„Es war ein herrlicher Tag!“ sagte Lilian verträumt, als sie vor dem Haus in der Abraham Road stehenblieben. Sie sah Marvin Cohen lächelnd an. Dann beugte sie sich rasch zu ihm hinüber und küßte ihn leicht auf die Wange. „Danke für alles.“

Marvin Cohen war sichtlich verlegen.

„Ich bringe Sie ins Haus, Lilian“, sagte er und öffnete die Wagentür.

„Das ist nicht notwendig“, sagte Lilian.

Sie stieg aus, und plötzlich war wieder die Angst da. Sie war

froh, daß Marvin mitging. Mit jedem Schritt, dem sie sich dem Haus näherten, wuchs das Gefühl einer drohenden Gefahr. Ihr wurde kalt, und ihre Hände zitterten leicht.

Cohen legte beruhigend einen Arm um ihre Schultern, und sie drängte sich gegen ihn. Seine Nähe vertrieb ihre Angst. In seiner Gegenwart fühlte sie sich sicher.

„Schade, daß wir uns nicht früher kennengelernt haben“, sagte sie leise. Cohen blieb überrascht stehen. „Wie meinen Sie das?“

Lilian schüttelte nur den Kopf, öffnete ihre Handtasche, holte die Schlüssel heraus und sperrte die Haustür auf. Im Haus war es dunkel. Dorian war noch nicht zurückgekommen. Sie knipste das Licht an.

„Auf Wiedersehen!“ sagte Cohen leise.

„Kommen Sie bitte noch herein, Marvin“, flüsterte sie. „Ich habe Angst, allein zu bleiben.“ Cohen nickte.

Lilian stellte ihre Tasche ab, öffnete die Tür ins Wohnzimmer und tastete nach dem Lichtschalter. Als das Licht aufflammte, trat sie ein und wandte den Kopf nach links. Für einen Augenblick war ihr Gesicht eine Maske, dann riß sie die Augen auf und hob langsam die rechte Hand.

Auf der Couch saß eine furchtbare Gestalt - zwergenhaft klein, das Gesicht mit eitrigen Beulen und Geschwüren bedeckt.

„Marvin!“ brüllte Lilian und krallte sich am Türstock fest.

Der Freak sprang von der Couch, und da sah Lilien den fast zwei Meter langen Arm, der nach ihr zu greifen schien. Sie schloß die Augen, und alles drehte sich vor ihr.

Cohen schob Lilian zur Seite und sprang ins Wohnzimmer. Er riß seine Pistole heraus und zielte auf den Freak. Er kannte einige Freaks von London, doch diesen nicht.

„Wer bist du?“ fragte Cohen heiser und kam zwei Schritte

näher.

„Hewitt“, sagte der Freak. „Ich warte auf Hunter.“

„Hinaus mit dir!“ brüllte Cohen wutschnaubend.

„Es ist wichtig“, winselte der Freak. „Ich muß mit Hunter sprechen.“

Lilian öffnete die Augen. Sie hatte geglaubt, daß sie wieder eine ihrer Halluzinationen hatte, doch nachdem auch Marvin Cohen das Scheusal sah, spielten ihr diesmal ihre Sinne keinen Streich. Das Ungeheuer war real. Lilian wandte sich angeekelt ab. Nie zuvor hatte sie ein abstoßenderes Gesicht gesehen.

Jetzt erwachte die brutale Ader in Cohen. Er packte den Freak am langen Arm und riß ihn hoch.

Hewitt versuchte sich aus dem eisernen Griff zu befreien, doch es gelang ihm nicht.

Cohen trug den Zwerg aus dem Wohnzimmer und durch die Diele, riß die Haustür auf und warf ihm einfach in den Garten.

„Laß dich hier nicht mehr blicken!“ zischte er. „Sonst ziehe ich andere Saiten auf!“

„Ich muß aber mit Hunter sprechen“, kreischte der Freak.

„Ein anderes Mal“, sagte Cohen. „Dein Anblick hat bei Lilien einen Schock hervorgerufen. Scher dich zum Teufel!“

Cohen schloß die Tür und sperrte ab.

Lilian lehnte noch immer am Türstock. Sie schluchzte.

„Wer war das?“ fragte sie fast unhörbar.

„Eine Mißgeburt“, sagte Cohen. Er hatte keinerlei Lust, Lilian zu erklären, was ein Freak war. „Ich habe ihn hinausgeworfen. Jetzt kann Ihnen nichts mehr geschehen.“

Lilian nickte schwach, drehte sich um und warf sich in Cohens Arme, der sie zu beruhigen versuchte.

„Ich brauche meine Tabletten“, sagte sie.

„Ich hole sie Ihnen“, sagte Cohen. „Nein“, flüsterte Lilien.

„Ich hole sie selbst.“

Sie löste sich von Cohen und stieg die Stufen in den ersten Stock hoch. Cohen zögerte einen Augenblick, dann folgte er ihr. Neben den Stufen blieb er stehen. Lilian trat ins Badezimmer.

Cohen massierte sich das Kinn. Mit Hunter würde er ein ernstes Wort reden. Es war einfach unverantwortlich von ihm, sich einen Freak ins Haus zu bestellen.

„Marvin!“

Der Schrei hallte schaurig durch das Haus.

Cohen rannte los und raste ins Badezimmer.

Lilian stand leichenblaß neben der Badewanne. Sie wankte wie eine Betrunkene hin und her.

Die Badewanne war mit Blut gefüllt, das Blasen warf, die glucksend aufstiegen und zerplatzten. Am Badewannenrand war der Abdruck einer klauenartigen Hand zu sehen, und blutige Fußspuren führten von der Badwanne fort.

„Gehen Sie auf den Korridor, Lilian!“ sagte Cohen.

Die Spuren sahen seltsam aus, wie die eines riesigen Vogels. Sie führten durch das Badezimmer. Im Gang waren sie nur schwach zu sehen.

Lilian lehnte mit geschlossenen Augen und wogendem Busen an der Wand, die Hände vorm Gesicht. Sie kämpfte gegen das Schwindelgefühl an. Ihre Knie wurden schwach, sie sackte ein, und Cohen konnte sie gerade noch auffangen. Er hob sie hoch. Die Tür zum Schlafzimmer stand halb offen. Er stieß sie mit dem rechten Fuß weiter auf und trat ein. Licht fiel aus dem Korridor herein.

Cohen trat ans Bett und wollte Lilian hinlegen, zuckte aber zurück. Das Bettlaken war zerwühlt und blutbesudelt.

Rasch schritt er aus dem Schlafzimmer und legte Lilian sanft auf den Boden. Sie war noch immer bewußtlos. Dann kehrte er

ins Schlafzimmer zurück und drehte das Licht an. Er knirschte hörbar mit den Zähnen.

Gott sei Dank, daß dies Lilian nicht gesehen hat! , dachte er.

Die Stirnwand war mit Obszönitäten bedeckt, Flüche und obszöne Zeichnungen, alle mit Blut geschrieben, verunstalteten das Zimmer. Auf dem Fußboden zeichneten sich deutlich blutige Fußspuren ab. Das Bett war zerwühlt, und über eine Bettdecke war mit Blut geschrieben: *Lilian, wir holen dich zu uns ins Grab.*

Cohen sah sich einige Augenblicke die Verwüstung an. Er mußte verhindern, daß Lilian das sah.

Er trat in den Gang hinaus, hob die junge Frau hoch und trug sie ins Wohnzimmer. Sie bewegte sich leicht.

Der Türgong schlug an, Cohen sprang auf, zog seine Pistole und sah durch den Türspion. Dorian Hunter stand vor der Tür, und Cohen sperrte auf.

„Abend“, sagte der Dämonenkiller.

Sein Gesicht war verkrampt, der Blick seiner Augen trübe.

Cohen blickte ihn böse an.

„Ist etwas nicht in Ordnung?“ fragte Dorian.

„Das kann man wohl sagen“, knurrte Cohen. „Als ich Lilian ins Haus brachte, erwartete uns ein Besucher. Kannst du dir denken, wer es war?“

Dorian strich sich über die Lippen. „Nach deiner Erregung zu schließen, wird es Hewitt gewesen sein.“

„Genau“, sagte Cohen wütend. „Deine Frau bekam einen Schock. Aber es kommt noch besser. Sie ging ins Badezimmer ... Doch was soll ich viel erzählen. Schau es dir selbst an! Und sieh auch in den anderen Zimmern nach! Vielleicht entdeckst du noch ein paar Überraschungen.“

Der Dämonenkiller ging wortlos an Cohen vorbei und lief in den ersten Stock. Er ballte wütend die Fäuste, als er die Sauerei

im Schlafzimmer sah und durchsuchte die anderen Zimmer, fand aber keine Verwüstungen - außer im Badezimmer.

„Hat Lilian das Schlafzimmer gesehen?“ fragte Dorian, als er ins Wohnzimmer trat.

„Nein“, antwortete Cohen. „Nur das Badezimmer.“

Der Dämonenkiller beugte sich über seine bewußtlose Frau und fühlte ihren Puls.

„Wir sollten einen Arzt verständigen“, sagte Cohen.

„Das ist nicht notwendig“, sagte Dorian. „Ich bin sicher, daß sie in wenigen Minuten aufwachen wird. Ich gebe ihr ein paar Schlaftabletten und bringe dann das Bad und das Schlafzimmer in Ordnung.“

Der Dämonenkiller hatte recht. Lilian schlug nach zwei Minuten die Augen auf. Ihr Blick war glasig. Sie sah zuerst Dorian an, dann drehte sie den Kopf zur Seite und musterte Marvin Cohen.

„Wie geht es Ihnen, Mrs. Hunter?“ fragte Cohen förmlich.

Lilian nickte schwach. „Ich fühle mich so eigenartig. Ich möchte schlafen.“

Dorian reichte ihr ein Glas Wasser, und widerstrebend schluckte sie zwei Tabletten und schloß die Augen.

„Irgendein scheußliches Geschöpf war hier“, sagte sie leise. „Es sah so grauenvoll aus. Ich hatte entsetzliche Angst, Marvin warf es aus dem Haus. Und dann war da das Blut. So viel Blut! Die ganze Wanne war voll damit.“

„Jemand hat sich einen üblen Scherz erlaubt“, sagte Dorian und setzte sich neben Lilian.

„War es wirklich nur ein Scherz, Rian?“

„Ja. Und ich werde den Kerl erwischen, der dafür verantwortlich ist.“

Lilian antwortete nicht. Dorian griff nach ihrer rechten Hand,

doch sie entzog sie ihm.

„Du mußt jetzt schlafen, Lil“, sagte Dorian sanft. „Denk nicht mehr daran!“

Lilians Lippen bewegten sich, und sie öffnete die Augen.
„Ich bin so froh, daß Marvin da war. Ohne ihn wäre ich wahrscheinlich vor Angst verrückt geworden. Danke, Marvin.“

Cohen nickte ihr mit verkniffenem Gesicht zu.

Nach einigen Minuten war Lilian eingeschlafen.

„Ich muß mit dir reden, Dorian“, sagte Cohen.

„Später“, sagte der Dämonenkiller. „Bleib bei Lilian! Ich gehe Ordnung machen.“

Der Dämonenkiller ließ das Blut aus der Wanne und wischte die Fußspuren weg. Die obszönen Schmierereien ließen sich leicht von der Tapete im Schlafzimmer abwischen. Dann bezog er das Bett neu und warf das Bettzeug in einen Abfallkübel.

Sie trugen Lilian ins Schlafzimmer, und Dorian kleidete sie aus. Er blieb einige Minuten neben ihr sitzen. Sie schlief ruhig. Er ließ die Schlafzimmertür offen, zündete sich eine Zigarette an, ging zu Cohen ins Wohnzimmer, holte zwei Gläser heraus und schenkte ein.

„Wer ist dieser Hewitt?“ fragte Cohen. „Und was will er von dir, Dorian?“

„Hewitt ist der letzte meiner Brüder“, erklärte der Dämonenkiller. „Er setzte sich gestern mit mir in Verbindung und schlug mir vor, daß ich mich mit einigen Dämonenfamilien verbünden soll, die Olivaro feindlich gegenüberstehen. Ich warf ihn hinaus und sagte ihm, daß er sich nicht mehr blicken lassen sollte.“

„Er ließ sich davon aber wohl nicht sehr beeindrucken“, sagte Cohen spöttisch, „sonst wäre er wohl kaum heute aufgetaucht.“

„Stimmt“, gab Dorian zu. „Er kann nur von meiner Hand

sterben. Das hat Asmodi so verfügt. Und er unternimmt alles, damit ich ihn töte.“

„Du glaubst also, daß er für die Verwüstung im Schlafzimmer zuständig ist?“

Dorian nickte. „Da ich seinen Vorschlag zu einer Zusammenarbeit abgelehnt habe, will er nur noch eines: den Tod. Und da ich mich weigerte, ihn zu töten, will er mich durch solche Aktionen reizen. Er weiß, daß Lilian mein schwacher Punkt ist. Und das nützt er weidlich aus.“

„Dann töte ihn doch!“ fauchte Cohen. „Du bist doch sonst nicht so zartbesaitet.“

„Mir wird wohl nichts anderes übrigbleiben, sonst treibt er noch Lilian in den Wahnsinn. Ich verlasse morgen London, Marvin. Ich nahm Dr. Lannons Angebot an. Wir fahren in sein Haus nach Darkpool.“

„Das finde ich vernünftig“, sagte Cohen.

„Parker flog mit seiner Freundin nach Frankfurt“, berichtete Dorian. „Und was ist mit Machu Picchu?“ „Das ist das Problem. Sie will unbedingt bei mir bleiben. Doch das ist unmöglich. Sie wird in der Jugendstilvilla wohnen, bis ich aus Darkpool zurück bin. Kümmere dich ein wenig um sie! Sie versteht sich mit Phillip recht gut, aber sie ist so hilflos. Sie paßt einfach nicht in unsere Zeit.“

„Für einen Wissenschaftler wäre sie aber recht interessant“, sagte Cohen.

„Das will ich ihr nicht antun“, sagte Dorian. „Sie hätte keinen Augenblick mehr Ruhe.“ Cohen stand auf. „Paß gut auf Lilian auf!“ sagte er. Dorian trank noch einen Schluck. Er hatte sich lange mit Machu Picchu unterhalten, ihr aber nicht zu sagen gewagt, daß es für sie beide zusammen keine Zukunft geben konnte. Dann wanderten seine Gedanken weiter zu Hewitt. Er war sicher, daß der Freak hinter den Verwüstungen steckte.

Dorian und Lilian befanden sich nun schon seit fünf Tagen in Darkpool, einem kleinen alten Ort in der Nähe von Greenock. Nach Glasgow waren es nur etwas mehr als dreißig Kilometer. Das Dorf war mehr als dreihundert Jahre alt, und die Häuser sahen auch so aus; alte kleine Häuser, die meisten dunkel gestrichen. Die Dorfbewohner waren hauptsächlich alte Leute; die jungen wohnten lieber in Greenock. Hier schien die Zeit stillzustehen. Man sah kaum Autos, und das Leben der Dorfbewohner verlief monoton.

Dr. Lannons Haus unterschied sich in nichts von den anderen Häusern. Es lag am Ende des Dorfes, etwas abseits.

Lilian war in den Tagen, seit sie sich in Darkpool aufhielten, förmlich aufgeblüht. Ihr Gesicht hatte Farbe bekommen, und sie war vergnügt und überhaupt nicht mehr ängstlich. Den Großteil der Dorfbewohner kannte sie noch von ihrer Kindheit her. Anfangs war sie im Ort zur Schule gegangen und später dann in ein Internat in Glasgow. Ihre Eltern waren vor einigen Jahren bei einem Feuer umgekommen, das ihr Haus bis auf die Grundmauern hatte abbrennen lassen.

Lilian ließ es sich nicht nehmen, täglich das Grab ihrer Eltern zu besuchen. Der Dorffriedhof war nur wenige hundert Meter entfernt.

Dorian versuchte sich an seine Frau zu gewöhnen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Er langweilte sich unendlich an ihrer Seite. Manchmal kam sie ihm wie ein kleines Mädchen vor, das ausgelassen herumtollte, über die dümmsten Dinge zu kichern begann und stundenlang vor sich hin träumen konnte. Sie blieb eine Fremde für ihn. Als er einmal zärtlich wurde, hatte sie ihn zurückgestoßen. Sie kam ihm wie eine spröde Jungfrau vor, die ängstlich jeder seiner Berührungen auswich. Schließlich hatte Dorian resigniert; er machte nun keinerlei Anstalten mehr, sich Lilian zu nähern.

Er hatte Zeit, unendlich viel Zeit. Meist dachte er nach. Und seine Gedanken waren voller Bitterkeit.

Er wunderte sich, daß in den fünf Tagen nichts Seltsames geschehen war. Lilian hatte keine Alpträume und sah keine furchteinflößenden Gestalten mehr. Alles war ruhig, zu ruhig für Doriens Geschmack.

Die Dorfbewohner grüßten ihn freundlich, vermieden aber jedes Gespräch mit ihm. Zweimal war er abends auf ein Bier ins Pub gegangen, doch bei seinem Eintritt waren die Gespräche verstummt. Alle hatten sich peinlich berührt abgewandt und dann nur noch flüsternd unterhalten.

Der Dämonenkiller saß vor dem Haus. Die Beine hatte er auf einen Tisch gelegt. Er rauchte eine Zigarette, sah den Schwalben nach und wandte den Kopf herum, als er das Knarren des Gartentors hörte.

Lilian trat fröhlich pfeifend in den kleinen Vorgarten.

„Hier sind die Zeitungen!“ rief sie und warf Dorian einen mißbilligenden Blick zu.

Er nahm die Beine vom Tisch und griff nach den Zeitungen.

Lilian stellte ihre Einkaufstasche ab und setzte sich ihm gegenüber.

„Könnten wir nicht einen Ausflug machen, Lil?“ fragte Dorian. „Vielleicht nach Ayr?“

„Nein“, sagte Lilian. „Ich will nicht fort. Hier gefällt es mir viel besser. Wir können Spazierengehen.“

Dorian seufzte. „Um ganz ehrlich zu sein, Lil, ich langweile mich tödlich.“

„Ich langweile mich aber nicht“, erwiderte Lilian trotzig.

Sie stand auf, packte die Tasche und verschwand im Haus. Dorian hörte sie fröhlich singen, und sein Gesicht verdüsterte sich. Er knüllte die leere Zigarettenpackung zusammen und blätterte die Zeitungen flüchtig durch. Dann sprang er auf, griff

nach seiner Jacke, hing sie sich über die Schultern, trat aus dem Garten und schlenderte langsam ins Dorf.

Er grüßte einige Leute, die seinen Gruß nur knapp erwiderten. Im Tabaksladen kaufte er sich eine Schachtel Players, dann ging er ins Pub. Die Eingangstür stand halb offen. Dorian blieb davor stehen, riß das Zigarettenpäckchen auf und schob sich eine Zigarette zwischen die Lippen.

„Ich sage euch“, hörte er aus dem Inneren des Pubs eine brummige Männerstimme, „darin ist nur der Fremde schuld.“

Dorian horchte interessiert.

„Quatsch!“ sagte eine andere Stimme.

„Aber ich habe den Geist selbst gesehen!“ schrie ein dritter.
„Gestern -kurz nach Einbruch der Dunkelheit.“

„Das ist doch Kindergeschwätz.“

„Willst du vielleicht behaupten, daß ich mich geirrt habe?“

„Nein, Fred, das nicht. Aber ...“

„Ich habe den Dämon gesehen. Er schwebte über dem Friedhof. Als ich näher kam, verschwand er.“

„Der Dämon ist seit vielen Jahren nicht mehr gesehen worden, Fred. Und seit einigen Tagen behaupten vier Leute, daß sie ihn gesehen haben.“

„Daran ist dieser Hunter schuld. Durch sein Erscheinen hat er den *Herrn der Toten* aufgeweckt.“

Dorian stieß die Tür auf und trat ins Pub.

„Guten Tag!“ sagte er laut und ging zum Tresen, hinter dem der Pubbesitzer stand. Er war ein schmächtiges Männchen. Sein hagerer Kopf war völlig kahl.

An einem Tisch saßen drei Männer, die betreten in ihre Gläser starrten.

„Ein Lager!“ verlangte Dorian.

Er drehte sich um und musterte die drei Männer. Als er das

Bier bekam, trank er das Glas mit einem Zug halbleer.

„Zahlen, Jim!“ sagte einer der Männer.

„Einen Augenblick!“ bat der Dämonenkiller. Er stieß sich vom Tresen ab und baute sich vor den drei Männern auf. „Ich hörte einen Teil Ihres Gespräches. Sie erwähnten etwas von einem Herrn der Toten. Und dann wurde gesagt, daß ich am Auftauchen dieses Dämons schuld sei.“

Im Pub war es still. Nur einige Fliegen summten durch die Gaststube.

„Nun, was ist? Habt Ihr die Sprache verloren?“ Die drei sagten kein Wort. „Wer von Ihnen ist Fred?“ Ein rotgesichtiger Mann hob den Kopf. Sein rotblondes Haar stand wie eine Bürste hoch. Das Gesicht war aufgedunsen, und unter den Augen zeichneten sich dicke Tränensäcke ab.

„Ich bin Fred“, sagte der Mann. „Erzählen Sie mir etwas über diesem Dämon!“ sagte Dorian scharf.

„Das hat Sie nicht zu interessieren, Mr. Hunter“, sagte Fred.

„Da irren Sie sich aber gewaltig“, stellte Dorian fest. „Sie stellen Behauptungen auf, und wenn ich Sie dann zur Rede stelle, wollen Sie nichts mehr davon wissen. Kommen Sie, erzählen Sie mir etwas über den Dämon!“

Fred schob den Stuhl zurück, warf eine Münze auf den Tisch und verschwand grußlos aus dem Pub.

„Sie dürfen nichts auf sein Gerede geben, Mr. Hunter“, sagte ein alter Mann.

„Dann erzählen Sie mir etwas über den Dämon!“

„Das ist doch alles nur Aberglauben“, sagte der Alte. „Angeblich soll seit vielen Jahren auf dem Friedhof ein Dämon hausen. Aber solche Geschichten darf man nicht ernst nehmen. Das wird von fast jedem Friedhof in Schottland behauptet, so wie es in jedem zweiten Haus spuken soll. Weibergeschwätz.“

„Dieser Fred hat aber behauptet, daß er einen Geist gesehen

habe“, sagte Dorian.

„Er trinkt gern.“ Der Alte grinste. „Und da sieht er allerhand.“

Der Dämonenkiller war überzeugt, daß der Alte nicht die Wahrheit sprach, doch er war sicher, daß er keine weiteren Informationen erhalten würde.

Er kehrte an den Tresen zurück, trank sein Bier aus, zahlte und ging.

Er hätte Lilian fragen können, ob sie jemals zuvor etwas von einem Dämon gehört hatte, der sich auf dem Friedhof aufhielt, aber er wagte es nicht, da er befürchtete, daß Lilian vielleicht einen Rückfall bekam.

Wie jeden Tag gingen sie nach dem Mittagessen gemeinsam auf den Friedhof. Lilian pflückte unterwegs einige Blumen, und nach wenigen Minuten hatten sie den kleinen Friedhof erreicht. Kein Mensch war zu sehen.

Sie gingen durch die Grabreihen und blieben schließlich vor dem Grab der McCoys stehen.

Der Grabhügel sah verwüstet aus. Überall klafften Löcher im Rasen. Dorian bückte sich und sah sich die Löcher genau an. Sie waren nicht tief und hatten eine seltsame gelbe Farbe. Er glaubte, den Abdruck einer Hand zu erkennen. „Maulwürfe“, sagte Dorian. Er wußte jedoch ganz genau, daß die Löcher nicht von Maulwürfen verursacht worden waren.

„Ich weiß“, sagte Lilian gleichgültig.

Sie legte die Blumen auf den Grabhügel, trat einen Schritt zurück, faltete die Hände, schloß die Augen, und ihre Lippen bewegten sich leicht.

Dorian studierte die anderen Grabhügel; auf denen sah er keines der seltsamen Löcher.

Er runzelte die Stirn. Die Abdrücke wollten ihm gar nicht gefallen. Er dachte an das Gespräch, das er im Pub mit

angehört hatte. Sollte es hier tatsächlich einen Dämon geben? Dieser Fred hatte aber behauptet, daß der Geist erst nach Dorians Erscheinen wieder aufgetaucht sei. Er erinnerte sich an die seltsamen Ereignisse in London. Es kann nichts schaden, dachte der Dämonenkiller, wenn ich heute nacht zum Friedhof gehe. Mal sehen, ob es da tatsächlich einen Dämon gibt.

Dorian war ziemlich einsilbig, als sie zum Haus zurückkehrten. Lilian unterhielt sich mit einer alten Frau, und Dorian ging einstweilen in den Garten.

Nach einigen Schritten blieb er überrascht stehen. Vom Gartentor zum Haustor zog sich ein schmaler Sandpfad, und im Sand waren deutlich Fußspuren zu sehen.

Dorian bückte sich und studierte die Fußspuren. Diese Spuren hatte er schon einmal gesehen. Damals waren sie blutig gewesen. Sie hatten aus dem Badezimmer zum Schlafzimmer geführt. Diesmal schimmerten sie gelb - so wie die Löcher im Grabhügel, Dorian hob den Kopf. Seine Frau unterhielt sich noch immer mit der Alten. Rasch verwischte er mit dem rechten Fuß die gelben Abdrücke und lief ins Haus. Er durchsuchte alle Zimmer, fand aber keine Fußspuren und auch sonst nichts Verdächtiges.

Lilian gegenüber machte er keine Erwähnung von seiner Entdeckung. Er wollte alles Erschreckende von ihr fernhalten.

Im Fernsehen sah er sich die Galopprennen in Newmarket an, drehte aber nach dem dritten Rennen ab.

Was haben diese Fußspuren zu bedeuten? , fragte er sich immer wieder. Und vor allem, wer steckte dahinter? Hewitt? Der Freak wußte, daß er nach Darkpool gefahren war. Oder hatte Olivaro seine Hände im Spiel?

Er ging ruhelos im Zimmer auf und ab, während Lilian ihren Nachmittagschlaf hielt.

Der Abend war so langweilig verlaufen wie die Abende zuvor. Nach dem Abendessen hatten sie sich einen Western mit Gary Cooper im Fernsehen angeschaut. Danach waren sie ins Bett gegangen. Lilian las noch eine halbe Stunde, dann drehte sie das Licht aus. Dorian wartete noch etwas; er wollte sicher sein, daß Lilian tief schlief; dann wollte er dem Friedhof einen Besuch abstatten.

Ein leichter Wind war aufgekommen, der von Minute zu Minute stärker wurde. Er rüttelte an den Fensterläden. In das Heulen des Windes mischte sich schließlich das Prasseln des Regens.

Irgendwann nickte Dorian ein. Plötzlich schreckte er hoch. Der Wind hatte sich gelegt. Auch das Trommeln des Regens gegen die Fensterläden war nicht mehr zu hören. Er drehte sich vorsichtig auf den Rücken und hielt den Atem an. Im Zimmer war es völlig still.

Er streckte vorsichtig die rechte Hand aus und erinnerte sich, daß er auf den Friedhof wollte. Seine Hand tastete sich langsam vor. Das Bettlaken war zurückgeschlagen. Lilian lag nicht im Bett.

Dorian setzte sich auf und drehte das Licht an. Lilian war auch nicht im Zimmer.

Er blickte auf die Uhr. Es war zehn Minuten nach Mitternacht. Rasch sprang er aus dem Bett. Lilians Kleider hingen über dem Stuhl. Sie konnte also nicht weit sein.

Er trat aus dem Schlafzimmer. Im Haus war es dunkel.

„Lilian?“

Keine Antwort. Er lief in die Diele. Die Haustür stand weit offen.

Dorian kehrte ins Schlafzimmer zurück, kleidete sich rasch an, riß einen Schrank auf und holte einen Koffer hervor, in dem sich ein Teil seiner Ausrüstung befand. Er hing sich ein

Amulett um den Hals und steckte die Spezialpistole ein. Dann klappte er den Koffer zu, überlegte eine Sekunde und entschied sich, daß er den Koffer für alle Fälle mitnehmen würde.

Er lief aus dem Haus, blieb einen Augenblick stehen und knipste eine Stablampe an.

Im vom Regen aufgeweichten Boden zeichneten sich deutlich Fußspuren ab, die vom Haus zum Gartentor führten. Es waren die Abdrücke kleiner nackter Füße.

Der Dämonenkiller lief durch den Garten. Auf der Straße blieb er stehen. Auch hier waren die Fußspuren zu sehen. Sie führten nach links - in Richtung Friedhof.

Der Himmel war mit dunklen Wolken bedeckt, die den Mond verbargen. Es war so dunkel, daß man nur wenige Meter weit sehen konnte.

Dorian rannte los. Immer wieder ließ er die Stablampe aufblitzen. Nach fünfzig Metern hörten die Fußspuren auf. Ein schmaler Pfad zog sich zum Friedhof hin.

Die dunklen Wolken rissen auf, und der Mond kam hervor. Sein bleicher Schein tauchte die Landschaft in geisterhaftes, unwirkliches Licht.

Der Dämonenkiller betrat den kleinen Dorffriedhof und blieb stehen. Ein seltsames Geräusch war zu hören - knarrend und durchdringend. Jemand kicherte neben ihm. Er ließ die Stablampe aufblitzen, doch niemand war zu sehen.

Dann hörte er das Flötenspiel. Es schien aus dem Nichts zu kommen. Es waren schrille, disharmonische Laute, die immer schauriger klangen. Eine schemenhafte Figur tanzte auf ihn zu. Als er die Lampe wieder anknipste, erstarb das Flötenspiel, und die Gestalt war nicht mehr zu sehen. Er löschte die Lampe, und das Flötenspiel setzte wieder ein, und die Gestalt umtanzte ihn. Langsam konnte er Einzelheiten erkennen. Das Wesen sah wie der Gott Pan aus.

Eine kalte Hand legte sich in seinen Nacken. Er drehte sich rasch um. Nichts war zu sehen.

Genug des Unsinns! , dachte der Dämonenkiller.

Mit der Taschenlampe leuchtete er den Boden ab. Nach kurzem Suchen fand er die Fußabdrücke, die zwischen den Grabreihen genau auf das Grab der McCoys zuführten. Ein schabendes Geräusch war zu hören. Sand prasselte gegen den Grabstein.

„Lilian!“ brüllte Dorian so laut er konnte.

„*Lilian!*“ hallte es ihm von allen Richtungen entgegen, so als würde sich eine gewaltige Echoanlage auf dem Friedhof befinden, die seinen Ruf verstärkt hatte und ihn hundertfach zurückwarf.

Hinter sich hörte Dorian Schritte. Er wandte den Kopf um, doch niemand war zu sehen. Die Schritte kamen näher. Ein eisiger Hauch trieb auf ihn zu. Dann verhallten die Schritte.

Im Grabhügel vor ihm klaffte plötzlich ein Loch, das rasch größer wurde. Eine Skeletthand kam hervor.

Der Dämonenkiller stellte seinen Koffer ab, öffnete ihn und löste die Schlaufen, die ein armlanges Krummschwert hielten. Er nahm das Schwert in die rechte Hand und schlug mit voller Wucht auf die Knochenhand, die zersplitterte.

Ein Teil des Grabhügels senkte sich. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, als zwei Skelette aus der Öffnung hervorkrochen. Sie sprangen ihn augenblicklich an.

Er schlug mit dem Krummschwert zu und durchtrennte den Lendenwirbel des einen. Das zweite Skelett griff mit beiden Händen nach ihm. Dorian legte alle Kraft in seinen Schlag. Diesmal hatte er besser getroffen. Die scharfe Scheide traf den Halswirbel; der Totenschädel flog davon. Das Skelett brach zusammen. Das zweite kroch auf ihn zu, und auch diesem schlug er den Schädel ab.

Der Dämonenkiller lief an den beiden Knochenhaufen vorbei zum Grab der Eltern seiner Frau. Vor dem Grab blieb er stehen.

Lilian saß mit geschlossenen Augen auf dem Grabhügel. Sie war nur mit einem dünnen Nachthemd bekleidet.

„Lil“, sagte Dorian und legte das Schwert auf den Boden.

Er griff nach den Schultern seiner Frau, doch sie reagierte nicht. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Er rüttelte sie.

„Hörst du mich, Lil?“

„Ich mußte herkommen“, flüsterte seine Frau. „Ich mußte einfach kommen. Die Toten rufen mich. Hörst du sie? Sie sprechen zu mir. Ich soll zu ihnen kommen. Sie sind ohne mich so einsam. Ich muß zu ihnen.“

„Du kommst mit“, sagte der Dämonenkiller und riß sie hoch.

„Ich will hierbleiben“, hauchte sie.

Dorian zerrte seine Frau vom Grab fort. Nach einigen Schritten blieb sie verwundert stehen.

„Wie komme ich hierher?“ fragte sie überrascht.

„Das frage ich mich auch“, meinte Dorian sarkastisch. „Nicht unbedingt der richtige Zeitpunkt, um das Grab deiner Eltern zu besuchen.“

„Ich kann mich nicht genau erinnern“, sagte sie nachdenklich. „Ich wachte auf und hörte eine Stimme. Irgend etwas trieb mich hierher.“

Dorian sagte nichts. Er hängte seiner Frau seine Jacke um die Schultern, griff nach dem Schwert und legte es in den Koffer zurück. Dann nahm er ihren rechten Arm und führte sie durch die Grabreihen. Von den beiden Skeletten, die ihn angegriffen hatten, sah er nichts. Der Grabhügel, aus dem sie gekrochen waren, war wieder zu.

Lilian ging wie in Trance. Als sie zu Hause waren, legte sie sich wortlos ins Bett und war augenblicklich eingeschlafen.

Dorian sah lange Zeit seine schlafende Frau an. Irgend etwas hatte Lilian auf den Friedhof gelockt, und er fragte sich, was wohl geschehen wäre, wenn er sich nicht auf die Suche nach Lilian gemacht hätte.

Dorian stellte den Koffer in den Schrank zurück. An Schlaf war im Augenblick nicht zu denken; dazu spukte zuviel in seinem Kopf herum.

Weshalb wurde Lilian auf den Friedhof gelockt? Die Toten riefen sie - das waren ihre Worte gewesen. Irgend jemand war brennend daran interessiert, seine Frau in den Wahnsinn zu treiben oder sie zu töten.

Dorian holte sich eine Flasche Bier und ging im Zimmer auf und ab.

Alles hatte mit Hewitts Auftauchen begonnen. In der ersten Nacht, die er in den Reihenhaus in der Abraham Road geschlafen hatte, war seiner Frau ein Monster erschienen; und am nächsten Tag hatte sie die seltsamen Erscheinungen gesehen, die er nicht wahrgenommen hatte; erst die Verwüstung im Schlafzimmer hatte er mit eigenen Augen sehen können.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, da er vor dem Haus laute Geräusche hörte. Irgend etwas krachte zu Boden, und ein unterdrückter Schrei war zu hören.

Der Dämonenkiller stellte die Bierflasche ab und rannte aus dem Haus.

Die dunklen Wolken hatten sich verzogen. Der tiefstehende Mond spendete genügend Licht, um die schaurige Szene zu erhellen.

Ein Monster hockte vor dem Gartenzaun. Bis auf einen Lendenschurz war er nackt. Der Schädel war nur undeutlich zu erkennen, Dorian fielen die hoch angesetzten Spitzohren auf. Der Schädel und die Schultern waren mit dichtem, langem Haar bedeckt. Die Augen des Monsters schimmerten glutrot,

das Maul stand weit offen und entblößte ein Raubtiergeiß mit spitzen Fangzähnen. Die Finger und Zehen waren gekrümmte gelbe Krallen.

Das Ungeheuer hielt eine kleine Gestalt in den Armen, und das geifernde Maul schnappte nach der Kehle des Unglücklichen.

„Hewitt!“ rief Dorian und rannte los.

Das Monster verbiß sich in Hewitts Kehle, und die spitzen Krallen zerfetzten seine Jacke, rissen blutige Striemen auf seinem Rücken.

Hewitt heulte gepeinigt auf.

Dorian holte sein Amulett heraus und hielt es dem Monster entgegen, das darauf überhaupt nicht reagierte. Das Amulett funkelte im Mondlicht.

„Hilf mir, Dorian!“ krächzte der Freak.

Der Dämonenkiller kam vorsichtig näher. Er zog seine Spezialpistole, zielte auf den häßlichen senffarbenen Schädel des Monsters und drückte ab. Ein fingerdicker Bolzen bohrte sich tief in die Stirn des Ungeheuers. Für einen Augenblick wurde die geduckte Gestalt des Scheusals durchscheinend, dann löste es sich einfach in der Luft auf und ließ einen ziemlich ramponierten Hewitt zurück, der auf dem Boden hockte und den Dämonenkiller ansah.

„Das Biest hätte mich nicht töten können“, sagte Hewitt und stand langsam auf. „Niemand außer dir kann mich töten. Trotzdem herzlichen Dank für deine Hilfe.“

Der Dämonenkiller richtete die Pistole auf Hewitt.

„Ich hätte gute Lust, dir einen Bolzen ins Herz zu schießen, Hewitt“, sagte er grimmig.

„Tu es doch!“ drängte Hewitt.

Der Dämonenkiller senkte langsam die Waffe und bückte sich. Er untersuchte die Fußspuren, die das Ungeheuer

hinterlassen hatte. Es gab keinen Zweifel - es waren die gleichen, die er nachmittags gesehen hatte; und das Ungeheuer hatte mit Hewitt gekämpft. Ein Beweis dafür, daß das Monster nichts mit Hewitt zu tun hatte.

„Wer ist das Monster?“ fragte Hunter und richtete sich auf.

„Da bin ich überfragt“, sagte Hewitt. Die Wunden, die ihm das Ungeheuer zugefügt hatte, schlössen sich innerhalb von wenigen Sekunden. „Ich wollte dich besuchen und betrat den Garten. Da tauchte das Scheusal plötzlich auf. Es schien aus dem Nichts zu kommen. Ohne Warnung sprang es mich an und wollte mich töten. Ich habe es nie zuvor gesehen.“

„Weshalb wolltest du mich besuchen, Hewitt?“

„Eine Abordnung der Dämonenfamilien, die sich gegen Olivaro verbündet haben, treffen sich morgen im Hinterzimmer des Pubs hier im Ort. Sie wollen mit dir sprechen.“

„Kein Interesse“, sagte Dorian abweisend. „Nun zu dir, Hewitt. Irgend jemand versuchte meine Frau zu töten - und ich vermute stark, daß du und deine Dämonenfreunde dahinterstecken. Ich warne dich und deine Freunde! Wenn noch einmal ein Anschlag auf Lilian verübt wird, dann rotte ich die ganze Sippe aus.“

„Du irrst dich, Dorian“, sagte Hewitt. „Niemand von uns unternahm etwas gegen Lilian oder dich. Das kannst du mir glauben. Mir tut es leid, daß ich damals bei dir im Haus von Lilian gesehen wurde, aber mit den anderen Dingen haben ich und meine Freunde nichts zu tun. Das kann ich dir garantieren. Die Dämonenfamilien wollen dich doch als Verbündeten. Weshalb sollten sie dann etwas gegen Lilian unternehmen?“

Das hatte etwas für sich, mußte Dorian widerstrebend zugeben.

„Wer steckt dann hinter diesen Anschlägen? Olivaro?“

Hewitt hob die Schultern.

„Das glaube ich nicht“, meinte er. „Er hat doch keinerlei Interesse daran, daß Lilian getötet wird. Das muß dir doch klar sein.“

„Das ist mir eigentlich nicht klar“, sagte Dorian.

„Dann denk einmal darüber nach, Dorian!“ sagte Hewitt.
„Kommst du ins Pub, um dich mit den Abgesandten der Familien zu treffen?“

„Ich werde es mir noch überlegen.“

Hewitt nickte ihm flüchtig zu, öffnete das Gartentor und verschwand in der Dunkelheit.

Dorian starrte lange den Mond an. Wenn hinter dem Anschlag auf Lilian tatsächlich nicht Hewitt und seine Dämonenfreunde steckten, wer dann? Die Anschläge hatten sich nie gegen ihn gewandt - außer heute, wo die beiden Skelette auf ihn losgegangen waren; aber es war wahrscheinlicher, daß die Skelette an sich auf Lilian hätten losgehen sollen.

Plötzlich fiel ihm sein Gespräch mit Sullivan ein. Coco hatte von Cohen verlangt, er sollte nichts unternehmen, um Lilian zu helfen. Sie wollte nicht, daß Lilian geheilt wurde. Aber was bezweckte Coco damit? Weshalb wollte sie, daß Lilian nicht gesund wurde?

Der Dämonenkiller zermarterte sich das Gehirn, suchte nach einer Antwort, fand aber keine, die ihn befriedigte.

Unwillig ging er ins Haus zurück, sperrte ab und trank die Flasche Bier leer.

Lilian konnte sich an die Ereignisse der vergangenen Nacht nur undeutlich erinnern. Sie war auch nicht interessiert, darüber zu sprechen.

Dorian fühlte sich müde und war gereizt. Er hatte unruhig geschlafen, war immer wieder hochgeschreckt und von

Alpträumen verfolgt worden, in denen er gegen fürchterliche Ungeheuer gekämpft hatte.

Seit Tagen hatte er nichts mehr von Sullivan gehört. Da es im Haus kein Telefon gab, wollte er nachmittags vom Postamt aus London anrufen. Er wollte wissen, wie es Machu Picchu und den anderen ging. Aber wahrscheinlich war nichts Ungewöhnliches geschehen; sonst hätte sich Sullivan sicherlich mit ihm in Verbindung gesetzt.

Lilian bestand auf einen ausgiebigen Spaziergang, und Dorian stimmte schließlich zu.

Sie gingen kurz auf den Friedhof. Die Löcher im Grab von Lilians Eltern waren verschwunden; auch sonst waren keine Spuren von den nächtlichen Vorfällen zu bemerken.

Sie wanderten durch einen kleinen Wald und erreichten eine Wiese, die zu einem bizarr geformten Hügel führte. Lilian setzte sich auf einen Stein, riß einen Grashalm ab und kaute darauf herum.

„Ich sehe mich mal kurz in der Gegend um, Lil“, sagte er nach einer Weile, und seine Frau nickte gleichgültig.

Er stieg langsam den Hügel hoch, und plötzlich stutzte er. Deutlich waren die gelben Krallenabdrücke im Sand zu sehen. Das Monster trieb sich also in der Gegend herum.

Dorian warf seiner Frau einen Blick zu. Sie saß noch immer auf dem Stein und summte zufrieden vor sich hin.

Er folgte den Krallenabdrücken. Sie führten den Hügel hinauf. Nach fünfzig Schritten hörten sie plötzlich auf. Der Dämonenkiller suchte weiter, und nach einiger Zeit entdeckte er die Fußabdrücke wieder. Sie führten zu einer Höhle.

Vor der Höhle blieb der Dämonenkiller unschlüssig stehen. Hatte er zufällig das Versteck des Monsters entdeckt?

Er hatte seine Pistole bei sich, eine Bleistifttaschenlampe und sein Amulett. Das Amulett hatte aber gestern keinerlei

Wirkung hervorgerufen.

Er überlegte, ob er das Wagnis auf sich nehmen und in die Höhle gehen sollte. Nach kurzem Nachdenken entschied er sich dafür.

Er betrat die Höhle. In der linken Hand hielt er die Lampe, in der rechten die Pistole.

Die Wände der Höhle waren dunkel und feucht. Die Decke war ziemlich niedrig. Nach einigen Schritten verbreiterte sich die Höhle.

Dorian sah eine Bewegung vor sich und knipste die Lampe aus. Vorsichtig ging er weiter, bemüht, kein Geräusch zu verursachen. Nach einem Dutzend Schritten drückte er sich gegen die Wand.

Irgend jemand näherte sich langsam.

Dorian hob die Lampe und knipste sie wieder an. Der schmale Lichtstreif fiel auf eine breitschultrige Gestalt.

„Cohen!“ rief der Dämonenkiller überrascht aus, als er seinen Gefährten erkannte. „Was machst du hier?“

Marvin Cohen kam rasch näher. „Wenn ich ehrlich sein soll, dann bin ich nicht sehr erfreut, daß du mich entdeckt hast, Dorian.“

„Und weshalb?“

„Sullivan und ich hielten es für besser, wenn ich nach Darkpool fahre. Ich sollte auf dich und Lilian aufpassen.“

„Seit wann bist du hier?“

„Seit heute“, sagte Cohen. „Wir hörten Gerüchte, daß im Dorf ein Monster hausen soll. Die Dorfbewohner nennen es den Herrn der Toten. Ich sah mich ein wenig in der Umgebung um und da entdeckte ich seltsame Krallenabdrücke. Ich folgte ihnen und gelangte schließlich zu dieser Höhle, durchsuchte sie, fand aber keine Spuren von dem Monster.“

„Dann brauche ich die Höhle nicht zu durchsuchen“, meinte

Dorian. „Was gibt es Neues in London? Hat sich Parker schon gemeldet?“

„Alles in Ordnung“, sagte Cohen. „Parker hat sich nicht gerührt.“

Dorian zögerte mit seiner nächsten Frage. „Was ist mit Machu Picchu?“

„Sie spricht mit keinem Menschen“, sagte Cohen. „Sie sitzt den ganzen Tag vor dem Fenster, sieht in den Garten und kümmert sich um nichts. Es kommt mir so vor, als hätte sie mit dem Leben abgeschlossen und wäre nur zu ängstlich, um Selbstmord zu begehen.“

Sie traten aus der Höhle und blieben stehen.

„Wie geht es deiner Frau?“ fragte Cohen zögernd.

„Gut“, sagte Dorian. „Es ist vielleicht vorteilhaft, daß du gekommen bist, Marvin. Gestern geschahen einige seltsame Dinge.“

Er berichtete Cohen von den Vorfällen.

„Dieses Monster existiert also tatsächlich“, sagte Cohen nachdenklich. „Und es lockte Lilian auf den Friedhof. Aber es kann doch nicht hinter den Ereignissen in London stecken, oder?“

„Das ist eben die Frage“, sagte Dorian. „Es kann uns von London gefolgt sein.“

„Das wäre eine Möglichkeit“, stimmte Cohen zu. „Aber irgend jemand muß für die Entstehung der Bestie verantwortlich sein. Hewitt und seine Freunde scheiden mehr oder minder aus. Und Olivarо hat damit auch nichts zu tun.“

„Wie kannst du da so sicher sein?“ „Wir bekamen eine Botschaft von Olivarо“, sagte Cohen. „Er wird so lange nichts gegen dich unternehmen, solange du brav und friedlich bleibst und dich nicht wieder zum Dämonenkiller entwickelst. Im

Augenblick stellst du für ihn keine Gefahr dar. Aber die Situation würde sich grundlegend ändern, wenn du dich mit den Dämonenfamilien, die gegen Olivaro sind, verbündest.“

„Das scheidet aus“, sagte Dorian. „Ich habe nicht die Absicht, mich den Dämonen anzuschließen.“

Dorian leckte sich über die Lippen. Olivaro hatte völlig recht. Im Augenblick stellte er keine Gefahr dar. Er war zu einem Spießbürger geworden, der sich um seine Frau kümmern mußte. Lilian war ein Hemmschuh für ihn. An ihrer Seite konnte er den Kampf gegen die Dämonen auf keinen Fall weiterführen.

Sie gingen langsam den Hügel hinunter. Als sie Lilian sahen, blieben sie stehen. Sie wandte ihnen den Rücken zu.

„Ich will nicht, daß Lilian weiß, daß ich hier bin“, sagte Cohen rasch.

„Rede keinen Unsinn!“ sagte Dorian. „Du kannst bei uns im Haus wohnen.“

„Ich habe mir ein Zimmer bei einer alten Frau gemietet. Ich will nicht bei euch wohnen.“

Lilian wandte den Kopf um. Sie erblickte Dorian und Marvin, stand auf, winkte ihnen zu und kam ihnen entgegen. Sie strahlte Cohen an, der ihr reserviert die Hand drückte und sich leicht verbeugte.

Lilian und Dorian versuchten Cohen dazu zu bringen, daß er bei ihnen wohnte, doch er wollte nicht; er blieb stur. Er ließ sich aber dazu überreden, das Mittagessen mit ihnen gemeinsam einzunehmen.

Nach dem Essen unterhielten sich Dorian und Cohen einige Zeit. Cohen wollte auf eigene Faust das Monster jagen. Dorian war noch immer zu keiner Entscheidung gelangt, ob er dem Zusammentreffen der Dämonen beiwohnen sollte. Cohen meinte, daß es auf keinen Fall schaden konnte.

Nach dem Abendessen hoffte Dorian, daß Marvin kam, da er sich entschlossen hatte, ins Pub zu gehen und mit den Dämonen zu sprechen. Doch Cohen tauchte nicht auf, und allein wollte er nicht ins Pub gehen, da er Angst hatte, daß in der Zwischenzeit etwas mit Lilian geschehen könnte. Und er wußte ganz genau, daß sie sich weigern würde, ins Pub mitzukommen. Er mußte sich etwas einfallen lassen.

„Wo steckt nur Cohen?“ fragte Dorian schließlich. „Er hätte schon längst da sein sollen. Wahrscheinlich sitzt er in der Kneipe und trinkt sich einen an.“

„Das würde Marvin sicherlich nicht tun“, sagte Lilian.

„Da kennst du ihn aber schlecht“, sagte der Dämonenkiller.

Lilian blickte ihn böse an. „Du kannst Marvin nicht besonders leiden?“

„So würde ich das nicht ausdrücken“, wich Dorian aus.

„Was hast du gegen ihn?“

„Nichts, Lil“, sagte Dorian ungeduldig.

Es hatte nur wenig Sinn, seiner Frau etwas über Cohen zu erzählen. Sie wäre entsetzt gewesen, wenn er ihr von Cohens brutalen Handlungen erzählen würde, aber wahrscheinlich hätte sie ihm kein Wort geglaubt „Ihr versteht euch nicht besonders“, sagte Lilian anklagend. „Dabei ist Marvin so ein netter Bursche. Er hat sich um mich gekümmert, als du nicht in London warst. Er ist freundlich und entgegenkommend.“

So war er vielleicht Lilian gegenüber, dachte Dorian, aber sonst war Cohen einer der hartgesottensten Männer, die er je in seinem Leben kennengelernt hatte.

„Vielleicht hast du recht“, sagte Dorian und stand auf. „Ich gehe ihn suchen.“

„Laß mich nicht allein!“ bat Lilian.

„Dann komm mit“, meinte Dorian.

„Er wird schon kommen“, sagte Lilian.

„Ich habe keine Lust, ewig zu warten“, brummte Dorian.

„Entweder du kommst mit oder ...“

„Ich komme mit“, sagte Lilian rasch.

Sie schlüpfte in eine Jacke und folgte dem Dämonenkiller, der aus dem Haus trat und die Haustür absperrte.

„Gehen wir zuerst zu Mrs. Clarke, wo Marvin ein Zimmer gemietet hat?“

Dorian schüttelte den Kopf. „Zuerst sehen wir mal im Pub nach, dann gehen wir zu Mrs. Clarke.“

„Ich bin ganz sicher, daß Marvin nicht im Pub ist, Dorian. Er ist nicht so wie du. Er macht sich aus solchen Lokalen nichts.“

Gott erhalte dir deinen Kinderglauben! , dachte Dorian. Er kannte Cohen besser.

Nach wenigen Minuten hatten sie das Pub erreicht. Dorian blieb stehen. Im Lokal war es überraschend ruhig. Er war dort einmal abends gewesen, und da war es recht lautstark zugegangen.

Er öffnete die Tür, hielt sie auf, und Lilian trat ein. Zu Dorians Überraschung war die Schankstube bis auf den Besitzer leer.

„Abend“, sagte der Dämonenkiller.

„Ich sagte dir doch, daß Marvin nicht hier ist“, stellte Lilian triumphierend fest. „Wir können gleich zu Mrs. Clarke weitergehen.“

Dorian hörte nicht auf sie. Er trat an den Tresen und sah den Pubbesitzer an. Seine Augen wirkten glasig, und seine Bewegungen waren fahrig.

„Was ist denn heute bei Ihnen los?“

Der Mann reagierte nicht.

Dorian wandte den Kopf um. Hinter einer geschlossenen

Tür war Stimmengewirr und Gelächter zu hören.

„Sie haben wohl eine Feier?“

„So kann man es auch nennen“, meinte der Kneipenbesitzer.

„Ich will gehen, Rian“, sagte Lilian.

„Wir trinken einen Schluck und dann gehen wir“, sagte Dorian ungeduldig.

„Laß uns gehen!“ bat Lilian nochmals. „Hier gefällt es mir nicht.“

Dorian warf der geschlossenen Tür wieder einen Blick zu. Er spürte deutlich die Ausstrahlung von Dämonen.

„Einen Tee für meine Frau“, sagte Dorian, „und für mich einen doppelten Whisky mit viel Eis!“

Lilien setzte sich unwillig nieder, verschränkte die Hände auf der Tischplatte und sah an ihrem Mann vorbei.

Dorian wartete, daß der Kneipenbesitzer die Getränke servierte. Er kippte seinen Whisky hinunter und stand auf.

„Ich muß mal“, sagte er zu Lilian und lächelte ihr zu.

Sie rührte mißmutig im Tee herum und würdigte ihn keines Blickes.

Der Dämonenkiller ging zu den Toiletten. Er wußte, daß das Extrazimmer noch einen zweiten Eingang hatte, der vom schmalen Korridor - der zu den Toiletten führte -, abzweigte. Einen Augenblick blieb er stehen.

Er hatte einige Vorbereitungen getroffen, damit ihm die Dämonen nichts anhaben konnten. Seine Taschen waren voll mit Dämonenbannern, und um seinen Hals hing das magische Amulett - eine gnostische Gemme, die neben einem Abraxas auch eine Schlange zeigte, die sich selbst in den Schwanz biß.

Die Tür zum Extrazimmer wurde geöffnet, und Hewitt trat heraus.

„Gut, daß du gekommen bist“, sagte er zufrieden. „Die

Abgesandten sind schon etwas ungeduldig.“

„Ich sagte ja nicht sicher zu“, erwiderte Dorian.

Er trat an Hewitt vorbei in den großen Raum und blieb neben der Tür stehen.

Die Ausstrahlung der Dämonen war körperlich zu spüren. Dorian brach der Schweiß aus. Mit der rechten Hand griff er nach der Gemme an seinem Hals, und die bösartige Ausstrahlung wurde schwächer.

„Guten Abend!“ sagte er mit lauter Stimme, und die Unterhaltung verstummte.

Es war dunkel im Zimmer. Nur zwei dicke Kerzen verbreiteten einen flackernden Lichtschein, der gespenstische Schatten an die Wände warf. Um einen rechteckigen Tisch saß ein halbes Dutzend schemenhafter Gestalten, die gesichtslos waren. Die Dämonen wollten ihre Identität nicht verraten, aber damit hatte der Dämonenkiller gerechnet.

Weit hinter dem Tisch- war eine Bewegung zu erkennen. Einige Gestalten bewegten sich, doch er konnte keine Einzelheiten ausmachen. Leises Stöhnen war zu hören, das in Gurren überging.

Dorian ging weiter und blieb zwei Meter vor dem Tisch stehen. Er blickte die gesichtlosen Gestalten der Reihe nach an und konzentrierte sich dann auf die Vorgänge im Hintergrund, die er jetzt besser erkannte.

Es war ihm, als würden drei riesige Fledermäuse dort herumflattern. Außerdem sah er drei junge Mädchen, die auf einer Bank saßen und die Augen geschlossen hatten. Eines der Mädchen wand sich mit verzücktem Gesichtsausdruck hin und her, während vor ihr eine durchscheinende Gestalt stand, die sich über sie beugte und den Mund auf ihren Hals gepreßt hatte.

„Setzen Sie sich, Hunter!“ sagte einer der gesichtlosen

Männer mit durchdringender Stimme.

Aus dem Nichts erschien ein Stuhl, und Dorian setzte sich. Er hielt noch immer die Gemme umklammert.

„Ihre Ausstrahlung gefällt uns gar nicht, Hunter“, sagte der Dämon. „Lassen Sie endlich Ihr verfluchtes Amulett in Ruhe! Ich garantiere Ihnen, daß wir nichts Böses mit Ihnen vorhaben, und daß Sie - wie auch die Entscheidung ausfallen wird - unbehindert das Zimmer verlassen können.“

„Ich traue Ihnen nicht“, sagte der Dämonenkiller. „Zeigen Sie mir Ihr Gesicht!“

Im Hintergrund war wieder lautes Stöhnen zu hören. Ein Dämon saugte einem weiteren Mädchen das Blut aus der Halsschlagader.

„Können Sie nicht während unserer Unterhaltung diese Belustigungen unterlassen?“ fragte Dorian scharf und zeigte auf das Mädchen.

Sein Gesprächspartner reagierte darauf nicht.

„Nennen Sie mich Smith!“ sagte er dröhnend. „Einfach Smith - oder Miller. Wie Sie wollen.“

„Gut, Smith-Miller“, brummte Dorian wütend. „Hewitt sagte mir, daß Sie mir einige Vorschläge zu unterbreiten haben. Heraus damit!“

Der Dämon beugte sich vor. Sein Gesicht war ein weißer, konturenloser Fleck.

„Wir sind gegen Olivaro“, sagte er. „So wie Sie. Wir akzeptieren Olivaro nicht als neuen Herrn der Finsternis. Sie sind ein Feind der Schwarzen Familie, Hunter, doch darauf kommt es im Augenblick nicht an. Wir könnten einen Waffenstillstand schließen, bis • Olivaro ausgeschaltet ist.“

„Und weshalb brauchen Sie mich im Kampf gegen Olivaro?“, fragte Dorian höhnisch. „Da kann es wohl nicht sehr weit mit Ihren Fähigkeiten her sein, wenn Sie auf mich

zurückgreifen müssen.“

Sekundenlang herrschte Schweigen.

„Sie überschätzen sich gewaltig, Hunter“, stellte der Dämon fest. „Sie sind für uns nur als auslösender Faktor maßgebend. Wir können Olivaros Haß auf Sie lenken und im Hintergrund arbeiten, sie unterstützen und so Olvaro in eine Falle locken, aus der er nicht entkommen kann. Und wenn er tot ist, dann ist der Weg zu Coco für Sie wieder frei.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich noch an Coco interessiert bin?“

Der Dämon lachte höhnisch. „Das wissen wir, Hunter. Sie hängen noch immer an Coco Zamis, auch wenn Sie es nicht zugeben wollen. Sie belügen sich selbst, stecken den Kopf in den Sand und wollen die Wahrheit nicht sehen. Doch ich werde Ihnen die Augen öffnen. Ich werde Ihnen zeigen, was mit Ihnen los ist.“

Der Dämonenkiller stand langsam auf. „Ich bin an Ihren Betrachtungen über meine Person in keiner Weise interessiert. Ich warne Sie aber! Irgend jemand versucht meine Frau zu töten. Und ich vermute, daß *Sie* dahinterstecken.“

„Reden Sie keinen Unsinn, Hunter!“ schaltete sich ein anderer Dämon ein. „Unsere Interessen gehen in eine ganz andere Richtung. Wir haben keine Veranlassung, Ihrer Frau etwas anzutun. Das muß Ihnen doch schon längst klargeworden sein.“

„Und wer steckt dann hinter den Anschlägen?“

„Wahrscheinlich Olvaro“, sagte ein dritter Dämon. „Sie haben keine Chance gegen ihn. Früher oder später wird Olvaro Sie töten. Nur mit unserer Hilfe können Sie das verhindern.“

„Olvaro unternimmt im Augenblick nichts gegen mich“, sagte Dorian.

„Wieso können Sie da so sicher sein?“

„Er ließ mir bestellen, daß er mich in Ruhe lassen würde,

solange ich nichts gegen ihn unternehme.“

„Sie können Olivaro nicht trauen“, sagte einer der Dämonen.

„Und Ihnen kann ich trauen?“ fragte Dorian spöttisch.

Schweigen war die Antwort.

„Hören Sie mir gut zu“, brummte der Dämonenkiller. „Ich glaube noch immer, daß Sie hinter den mysteriösen Vorfällen in London steckten. Und auf Ihr Konto gehen auch die Anschläge gegen meine Frau.“

„Ich sagte doch schon, daß wir Sie als Verbündeten haben wollen“, sagte einer der Dämonen.

„Lassen Sie mich aussprechen!“ schrie Dorian wütend. „Sie wissen ganz genau, daß Olivaro nichts gegen mich unternimmt. Und das paßt Ihnen nicht. Es ist doch sehr verdächtig, daß sich all diese Angriffe nicht gegen mich, sondern gegen meine Frau richten. Finden Sie nicht? Wer also könnte ein Interesse daran haben, meine Frau zu töten und den Eindruck zu erwecken, als wäre Olivaro der Täter? Nur Sie. Sollte meine Frau sterben, dann würde ich ihren Tod rächen wollen und den Kampf gegen Olivaro sofort aufnehmen und mich Ihnen anschließen. Aber Ihr Plan geht nicht auf.“

„Ihre Argumente haben etwas für sich, Hunter“, sagte Smith-Miller. „Aber sie stimmen nicht. Sie sahen doch selbst vergangene Nacht, wie Hewitt mit dem Monster kämpfte. Hätten wir ...“

„Sie wissen so gut wie ich, daß Hewitt nur durch meine Hand sterben kann“, knurrte Dorian. „Er ging keinerlei Risiko ein.“

„Unsere Unterhaltung hat wenig Sinn“, sagte Smith-Miller. „Sie stehen stur auf Ihren Standpunkt. Sie verrennen sich da in etwas, Hunter. Ich weiß, daß Sie nicht viel auf das Wort eines Mitglieds der Schwarzen Familie geben, doch ich versichere Ihnen, daß weder Hewitt noch ein anderes Mitglied unserer

Sippen etwas mit den Vorfällen zu tun haben. Sie sollten mir glauben.“

„Gut“, sagte Dorian. „Ich will Ihnen mal glauben. Sie scheiden demnach aus. Olivaro ebenfalls. Wer bleibt dann noch?“

„Dachten Sie schon mal an Coco?“ fragte einer der Dämonen lauernd.

„Ja“, gab der Dämonenkiller zu. „An sie dachte ich auch schon. Aber die Version kommt mir nicht sehr wahrscheinlich vor.“

„Sie sollten aber mal die Vorfälle unter diesem Gesichtspunkt betrachten.“

„Das sind alles nur Vermutungen“, zischte Dorian grimmig.
„Sie haben keine Beweise dafür.“

„Sie haben auch keinen Beweis, daß wir hinter den Vorfällen stecken. Aber Sie beschuldigen uns.“

Der Dämonenkiller knabberte an seinen Lippen. „Beweisen Sie mir, daß Sie nichts mit den Vorfällen zu tun haben! Schalten Sie das Monster aus!“

„Das ist nicht unsere Angelegenheit“, sagte Smith-Miller.

„Es ist tatsächlich besser, wir brechen unser Gespräch ab“, sagte Dorian und wandte sich ab.

„Wir werden uns wieder melden, Hunter“, versprach Smith-Miller.

„Das können Sie sich sparen“, sagte Dorian und ging aus dem Raum.

Hewitt war ihm gefolgt, doch Dorian schüttelte seine Hand ab und trat in die Schankstube.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er den Wirt.

„Keine Ahnung“, erwiderte dieser.

Der Tee war unberührt. Vielleicht ist sie auf die Toilette

gegangen, dachte Dorian und setzte sich. Er steckte sich eine Zigarette an und blickte zur Tür, hinter der noch immer die Dämonen versammelt waren. Deutlich hörte er das Stimmengewirr und lautes Lachen, in das sich heisere Schreie mischten.

Dann war es plötzlich still. Die Tür wurde geöffnet, und drei Mädchen traten heraus. Ihre Gesichter waren bleich, die Wangen eingefallen, und dunkle Ringe zeichneten sich unter ihren Augen ab. Die Bißspuren an ihren Hälzen waren deutlich zu sehen. Sie waren die Opfer eines Vampirs geworden und hatten sich in Schattengeschöpfe verwandelt.

Dorian merkte sich ihre Gesichter. Es würde ihm nichts anderes übrigbleiben, als die drei Mädchen zu pfählen.

Schweigend gingen sie an ihm vorbei und traten auf die Straße.

Dorian trommelte ungeduldig mit der rechten Hand auf die Tischplatte. Schließlich stand er auf, warf einen Blick in den Nebenraum, der leer war, und ging dann zu den Toiletten.

„Lilian!“ rief er, doch seine Frau meldete sich nicht.

Er trat in die Damentoilette. Sie war auch leer.

Der Dämonenkiller kehrte in die Schankstube zurück, zahlte und lief auf die Straße.

Einen Augenblick blieb er stehen. Das Dorf war dunkel. Weit vor sich sah er eine Gestalt. Sie war zu weit entfernt, als daß er Einzelheiten hätte ausmachen können.

In einem der gegenüberliegenden Häuser ging ein Licht an, und ein breiter Lichtstrahl fiel über die Straße.

Und da sah er wieder die gelben Fußabdrücke, die vom Pub auf die Straße führten. Es waren nur drei Abdrücke.

Das Monster war unterwegs. Er hatte Angst um seine Frau. Wahrscheinlich war sie vom Monster aus dem Pub gelockt worden.

So rasch er konnte, lief er zu Dr. Lannons Haus, doch es war dunkel und das Haustor versperrt.

Velleicht ist sie zu Cohen gegangen, dachte der Dämonenkiller.

Nach fünf Minuten hatte er das kleine Haus von Mrs. Clarke erreicht, in dem sich Cohen ein Zimmer gemietet hatte. Er drückte auf die Klingen, hörte die Glocke bimmeln, und nach einigen Sekunden näherten sich schwere Schritte. Die Tür wurde geöffnet, und eine alte Frau blinzelte ihn kurzsichtig an.

„Abend, Mrs. Clarke!“ sagte Dorian rasch. „Ist Mr. Cohen zu Hause?“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte sie mit schriller Stimme. „Er ging vor einigen Minuten.“

„Sagte er Ihnen, wohin er gehen wollte?“

„Nein“, sagte die Alte. „Ich sah ihm aber nach. Er traf sich mit einer Frau, aber ich konnte nicht erkennen, wer sie war.“

„In welcher Richtung ging er?“

„Dort!“ sagte die Alte.

Sie zeigte die Straße nach Süden in Richtung Friedhof.

„Danke“, sagte Dorian und lief los.

Der Mond spendete genügend Licht. Nach hundert Metern sah er wieder die Krallenabdrücke im Sand. Sie führten auf den Friedhof zu. Von Lilian und Cohen war nichts zu sehen.

Er betrat den Friedhof und blieb stehen. Seltsame Flötenmusik war zu hören. Der Friedhof war verlassen.

Er folgte den gelben Fußspuren, die zum Grab der McCoys führten. Vor dem Grab hörten sie auf.

Dorian blickte sich um. Es war ruhig, als würde die Welt den Atem anhalten. Die Flötenmusik wurde immer lauter.

Alles nur Trug, dachte Dorian.

Zufällig fiel sein Blick auf den Grabstein, und er zuckte zurück.

Unter den Namen von Lilians Eltern war ein weiterer eingeprägt. *Lilian Hunter*. Darunter stand das heutige Datum als Todestag.

Der Dämonenkiller blickte den Grabstein mehrere Minuten lang an, doch die Schrift blieb. Die Flötenmusik brach ab, und eine Wolke schob sich vor den Mond.

Wo steckten nur Lilian und Cohen? Er war sicher gewesen, daß er Lilian auf dem Friedhof finden würde, doch er hatte sich getäuscht.

Mrs. Clarke hatte behauptet, daß sich Cohen mit einer Frau getroffen hatte, und Dorian hatte automatisch angenommen, daß die Frau nur Lilian gewesen sein konnte. Aber vielleicht war das ein Irrtum.

Sein Aufenthalt auf dem Friedhof war im Augenblick völlig sinnlos. Er mußte seine Frau suchen. Aber wo sollte er mit der Suche beginnen?

Er entschloß sich, zu Dr. Lannons Haus zu gehen und sich seine Ausrüstung zu holen.

Kein Mensch kam ihm entgegen. Das Dorf schien zu schlafen; dabei war es noch nicht einmal einundzwanzig Uhr.

Im Haus brannte Licht. Das Haustor stand offen. Er trat ein.
„Lilian?“

„Ich bin in der Küche!“ rief sie. Er atmete erleichtert auf, als ihm Lilian entgegenkam. „Wo bist du gewesen?“ fragte er sie. „Im Pub gefiel es mir nicht“, sagte sie. „Ich sagte dem Wirt, daß ich nach Hause gehen würde. Hat er es dir nicht gesagt?“

Dorian musterte seine Frau mißtrauisch.

„Du warst nicht hier“, sagte er. „Wo warst du?“

Lilian lachte. „Ich sagte es dir doch. Ich ging direkt vom Pub nach Hause.“

„Hast du Cohen gesehen?“ „Nein“, sagte sie.

„Er ist nicht in seiner Pension“, sagte Dorian.

„Wahrscheinlich macht er einen Spaziergang“, sagte Lilian.

„Ich habe Tee aufgebrüht. Willst du eine Tasse?“

Dorian nickte und setzte sich im Wohnzimmer nieder. Mit seiner Frau stimmte einiges nicht. Sie war mehr als eine halbe Stunde verschwunden gewesen. Und wo steckte Cohen? Er hätte sich doch schon längst bei ihm melden sollen.

Lilian kam mit einem Tablett ins Zimmer, auf dem zwei Tassen standen, und stellte sie auf den Tisch.

Dorian griff nach einer Tasse, warf zwei Stück Zucker hinein und rührte um. Dann trank er in kleinen Schlucken.

Lilian nippte an ihrem Tee. Sie lächelte und wirkte sehr vergnügt. Ihre Wangen waren gerötet.

„Soll ich dir etwas zum Essen machen, Rian?“

„Nein, danke“, sagte Dorian. „Spielen wir eine Partie Romme?“ „Meinetwegen“, sagte der Dämonenkiller.

Lilian holte die Karten, mischte sie und kicherte, als ihr einige dabei auf den Boden fielen. Sie hob sie auf und mischte weiter.

Dorian fühlte sich müde. Das Denken fiel ihm schwer. Er wußte, daß er etwas vorgehabt hatte, doch er konnte sich nicht erinnern, was es gewesen war.

Lilian teilte die Karten aus, und er hob sie hoch. Die Karten verschwammen vor seinen Augen. Er hob den Blick. Lilians Gesicht schien riesengroß zu sein.

Dorian versuchte sich auf die Karten in seiner Hand zu konzentrieren, doch es wollte ihm nicht gelingen. Seine Lider wurden schwer. Er kämpfte gegen die Müdigkeit an, riß die Augen auf, schloß sie aber nach wenigen Augenblicken wieder.

Die Karten entfielen seiner Hand, und er lehnte sich zurück. Im Nu war er eingeschlafen. Er träumte von einer kleinen Insel,

über der sich ein tiefblauer Himmel spannte, von einer Lagune, die dunkel und unergründlich tief war. Er sah Gestalten, die langsam auf die Lagune zugingen, hörte Stimmengemurmel. Dann verschwand das Bild. Jetzt sah er dunkles Wasser, in dem eine Gestalt schwamm. Es war Machu Picchu. Ihr Körper wurde zur Seite gedreht, und ihr hübsches Gesicht wurde riesengroß. Sie hatte die Augen geschlossen.

Er hörte ihre Stimme, leise und einschmeichelnd.

„Kümmere dich nicht um Lilian!“ sagte Machu Picchu.
„Löse dich von ihr! Du darfst nicht bei ihr bleiben, Dorian. Das wäre dein Untergang. Lilian liebt dich nicht mehr. Ihr Herz schlägt für einen anderen. Du zerstörst dein Leben, Dorian. Du hast eine Aufgabe zu erfüllen. Wenn du weiterhin bei Lilian bleibst, dann hilfst du damit nur Olivaro. Es wäre sein größter Triumph.“

Das Bild verblaßte, löse sich langsam auf.

Rote Schleier wogten vor Dorian, die immer dichter wurden und langsam die Farbe änderten. Dann sah er wieder Machu Picchu. Diesmal hatte sie die Augen geöffnet.

„Ich verlange es nicht meinetwegen, Dorian, daß du dich von deiner Frau trennen sollst. Coco liebt dich noch immer, Dorian. Du mußt mir glauben.“

Machu Picchus Gesicht verschwand.

Der Dämonenkiller bewegte sich unruhig. Irgend jemand zerrte an seinem rechten Arm. Er versuchte die Hand abzuschütteln.

„Wach auf, Dorian!“ Die Stimme war nahe neben seinem rechten Ohr.

Der Dämonenkiller brummte unwillig im Schlaf.

„Aufwachen, verdammt noch mal!“ schrie die Stimme.

Dorian wälzte sich zur Seite. Er wollte nicht aufwachen; er wollte weiterschlafen.

Irgend etwas tropfte auf sein Gesicht. Es war feucht und kalt. Er drehte den Kopf zur Seite, doch das eiskalte Wasser rann über seine Stirn und die geschlossenen Augen.

„So wach doch endlich auf!“

Der Dämonenkiller schlug langsam die Augen auf. Über sich sah er Hewitt, der in der Hand einen Wasserkrug hielt.

„Na endlich!“ sagte Hewitt. „Ich glaubte schon, du wolltest überhaupt nicht aufwachen.“

„Was willst du von mir?“ fragte Dorian mit schwerer Zunge.

„Ich will dir helfen“, sagte Hewitt. „Deine Frau tat dir in den Tee ein Schlafmittel.“

Dorian war noch immer benommen. Mühsam richtete er sich auf.

„Wie war das?“ fragte er.

„Lilian hat dir ein Schlafmittel in den Tee getan“, wiederholte Hewitt. „Du sollst endlich die Wahrheit erfahren.“

„Ich glaube nicht, daß mir Lilian ein Schlafmittel - in den Tee getan hat“, sagte Dorian stockend.

Und wenn, dachte er, ist es mir auch egal. Er wollte nur schlafen, nichts als schlafen. Er schloß wieder die Augen.

„Schlaf nicht wieder ein!“ sagte Hewitt. „Ich weiß jetzt, wer hinter den Anschlägen gegen Lilian steckt. Hör mir zu!“

Wieder traf Dorian ein Wasserschwall. Er richtete sich prustend auf und schüttelte den Kopf.

„Trink das!“ sagte Hewitt und reichte Dorian eine Tasse Kaffee.

Der Dämonenkiller war noch immer ganz groggy. Er trank den Kaffee und rieb sich mit einem feuchten Tuch das Gesicht. Die Benommenheit wollte sich nicht vertreiben lassen.

Er hatte von Machu Picchu geträumt, daran erinnerte er sich. Oder war das gar kein Traum gewesen?

Verzweifelt riß er die Augen auf und kämpfte gegen die Schläfrigkeit an. Hewitt hatte behauptet, daß ihm Lilian ein Schlafmittel in den Tee getan hatte. Weshalb hätte sie das tun sollen?

„Wo ist Lilian?“ fragte Dorian.

„Du wirst sie finden, Dorian. Ich wollte dich nur aufwecken. Alles Weitere liegt bei dir. Du wirst die Wahrheit erfahren.“

Hewitt stand auf und ging zur Tür.

„Warte!“ sagte der Dämonenkiller rasch. „Ich habe einige Fragen an dich.“

Hewitt wandte den häßlichen Kopf um.

„Tut mir leid, Hunter“, sagte er, „die Wahrheit mußt du selber suchen.“

Er öffnete die Tür und verschwand.

Dorian stand mühsam auf. Im Zimmer kam es ihm unerträglich stickig vor. Er wankte zum Fenster, zog die Vorhänge zurück, öffnete das Fenster, steckte den Kopf hinaus und wunderte sich, daß der Garten im Nebel lag. Er konnte kaum bis zum Gartenzaun sehen. Die kühle Nachtluft tat ihm jedoch gut.

Er blieb einige Minuten vor dem Fenster stehen, und langsam wurde ihm besser.

Der Dämonenkiller warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war kurz nach dreiundzwanzig Uhr.

Erst wollte er sich mal überzeugen, daß Lilian tatsächlich das Haus verlassen hatte.

Er durchsuchte alle Räume, fand sie aber nicht. Schließlich trat er ins Badezimmer, hielt den Kopf einige Minuten unter den Wasserhahn und ließ das eiskalte Wasser über seine Schläfen laufen. Dann trocknete er sich ab. Danach fühlte er sich wieder halbwegs frisch.

Es fielen ihm die Worte ein, die er im Traum gehört hatte.

Machu Picchus Traumgestalt hatte behauptet, daß ihn Lilian nicht mehr lieben würde, Coco aber noch immer.

Die Erinnerung an Coco ließ ihn rascher atmen. Und dann fügte sich alles zusammen. Er hatte die Lösung gefunden und wunderte sich, daß er erst so spät darauf gestoßen war.

Er würde sich überzeugen, ob seine Vermutung stimmte. Dorian wußte, wo er Lilian finden würde; und er ahnte auch, wer sich hinter dem Monster verbarg.

Marvin Cohen war seit Dorians und Lilians Abreise aus London gereizt gewesen. Er dachte immer wieder an Lilian und versuchte sich über seine Gefühle ihr gegenüber klarzuwerden. Er fühlte sich von Lilian unwahrscheinlich angezogen und hatte Angst um sie, fürchtete, daß ihr etwas geschehen könnte.

Sullivan versuchte seine Bedenken zu zerstreuen, doch Cohen wurde immer nervöser. Täglich besuchte er seine Freundin Rose Jamin, ließ seine Ungeduld und Wut an ihr aus, verachtete sich für das, was er ihr antat und winselte danach und ließ sich von ihr demütigen. Ihn ekelte vor Rose Jamin, dieser billigen Stripperin, doch er kam nicht von ihr los. Immer hatte er die falschen Mädchen als Freundinnen gehabt. Doch welche normale Frau ließ sich schon mit so einem brutalen Kerl, wie er einer war, ein. Er kannte genau seine Fehler und seine Schwächen. Alles war ihm in den vergangenen Tagen nur noch deutlicher zu Bewußtsein gekommen. Er mußte seinem Leben einen Sinn geben; er mußte eine Frau wie Lilian finden.

Warum soll es nicht Lilian sein? , fragte er sich nach einiger Zeit. Er erinnerte sich an ihre Gespräche und wollte sich Gewißheit verschaffen. Er vermutete, daß Lilian nichts mehr für den Dämonenkiller empfand, daß sie sich zu ihm hingezogen fühlte. Doch er mußte es genau wissen. Es war für ihn unendlich wichtig, ob sie es ehrlich meinte - oder nur mit ihm - wie so viele anderen Frauen zuvor -spielen wollte. Rose

Jamin konnte er einfach nicht mehr sehen.

Er sprach mit Sullivan, der schließlich nichts dagegen hatte, daß er nach Darkpool fuhr.

Cohen hatte Angst vor der Begegnung mit Lilian gehabt. Sein Herz hatte wie verrückt geschlagen, als er sie gesehen hatte. Und als sie ihm entgegenkam, ihn anstrahlte und seine Hand drückte, da hatte er all seinen Willen aufbringen müssen, um nicht seine wahren Gefühle zu verraten. Es war ihm unendlich schwere gefallen, sich reserviert und kühl zu verhalten.

Das Mittagessen war eine einzige Qual für ihn gewesen. Immer wieder war sein Blick zu Lilian geirrt, und aus all ihren Gesten und Worten hatte er geschlossen, daß ihr etwas an ihm lag. Er hatte Hunter genau beobachtet, und es war ihm bewußt geworden, daß der Dämonenkiller nicht mehr sehr viel für seine Frau empfand; es schien ihm vielmehr, als wäre ihm Lilian lästig.

Nachdenklich war er in Mrs. Clarkes Zimmer zurückgekehrt, hatte sich aufs Bett gelegt und nachgedacht.

Seine Gefühle zu Lilian mußten warten. Die vordringlichste Aufgabe war es, daß Ungeheuer zu finden, das sie töten wollte. Er hatte den Friedhof nach Spuren untersucht, aber keine gefunden.

Als es dunkel geworden war, hatte er bei Mrs. Clarke gegessen. Er schob seinen Besuch bei Lilian und Dorian immer wieder hinaus. Irgend etwas hielt ihn zurück, zu ihnen zu gehen. Erst kurz nach halb neun Uhr hatte er Mrs. Clarkes Haus verlassen, doch er war nicht zu dem Haus gegangen, in dem Lilian und Dorian wohnten.

Er war in Richtung Friedhof spaziert. Einmal hatte er sich kurz umgedreht und Mrs. Clarke gesehen, die ihm neugierig nachsah; doch das hatte ihn nicht gestört.

Und dann hatte er *sie* gesehen - Lilian. Sie wartete an einer

Straßenecke auf ihn.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden, Marvin“, sagte Lilian und lächelte.

Im Mondlicht kam sie Cohen noch schöner vor. Sie war zerbrechlich wie eine Porzellanfigur.

„Wo ist Dorian?“ fragte Cohen rasch.

„Er ist im Pub“, erwiderte Lilian. „Kommen Sie! Gehen wir! Die Alte beobachtet uns.“

Sie griff nach seiner rechten Hand, und sie gingen nach links in eine schmale Gasse. Einige Minuten sprachen sie nicht, dann blieb Lilian stehen und musterte Cohen.

„Dorian darf nicht wissen, daß wir uns getroffen haben“, sagte Lilian. „Ich muß mit Ihnen sprechen, Marvin. Es geht um meine Zukunft. Aber wir haben jetzt keine Zeit. Dorian wird mich sicherlich schon suchen. Ich warte, bis er schläft, dann können wir uns treffen.“

„Ist das nicht zu ...“

„Es ist wichtig, Marvin“, sagte Lilian. „Ich tue ihm Schlafpulver in den Tee, dann kann ich fort.“

„Wo sollen wir uns treffen?“ fragte Cohen.

„Auf dem Friedhof“, sagte Lilian.

Cohen strich sich über die Lippen. „Weshalb gerade auf dem Friedhof?“

„Dort wird uns niemand sehen“, flüsterte Lilian und schmiegte sich an Cohen. Sie schlängelte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn zärtlich auf die Lippen. Dann trat sie einen Schritt zurück und lächelte. „Sie kommen doch?“

„Ich komme“, sagte Cohen heiser.

„Jetzt muß ich aber nach Hause“, sagte Lilian. „Sonst wird Dorian vielleicht mißtrauisch.“

„Ich begleite Sie“, sagte Cohen.

„Das ist nicht notwendig“, meinte Lilian. „Bis später!“

Sie lief davon, doch Cohen folgte ihr. Er versteckte sich immer wieder hinter Bäumen und ließ sie nicht aus den Augen, verfolgte, wie sie ins Haus trat und das Licht aufflammt.

Cohen versteckte sich in einer Seitengasse und beobachtete das Haus. Zehn Minuten später sah er den Dämonenkiller die Straße herunterlaufen und drückte sich noch tiefer in den Schatten. Er wartete, bis Hunter im Haus verschwunden war, dann schlich er sich geräuschlos davon.

Er wollte nicht zu Mrs. Clarke. Jetzt brauche ich unbedingt einen Schluck, dachte er.

Seine Vermutung war richtig gewesen. Lilian liebte ihn. Er konnte es noch immer nicht glauben.

Zu seiner Verwunderung stellte er fest, daß das Pub geschlossen war. In keinem der alten Häuser brannte Licht. Das Dorf war wie ausgestorben.

Bleibt mir doch nichts anderes übrig, als zu Mrs. Clarke zu gehen, dachte er.

Doch dann entschloß er sich anders. Er wollte lieber Dr. Lannons Haus beobachten. Er würde warten, bis Lilian herauskam und ihr dann folgen.

Er griff in seine Tasche. Die Spezialpistole mit den geweihten Holzbolzen hatte er neben anderen Abwehrmitteln gegen Dämonen bei sich.

Er schlenderte langsam durch die dunklen Gassen. Es wurde nebelig. Ein leichter Wind war aufgekommen, der dichte Nebelschwaden vor sich hertrieb, die langsam die Häuser einhüllten.

Cohen blieb stehen. Es war unwirklich still. Plötzlich hörte er das Krachen eines zersplitternden Astes und drückte sich gegen eine Hauswand.

Der Nebel verzerrte die Geräusche, doch es gab keinen

Zweifel - Schritte näherten sich.

Eine Gestalt tauchte auf. Es war ein Mädchen. Das Haar fiel über ihre schmalen Schultern. Für einen Augenblick sah er das Gesicht. Es war unnatürlich weiß. Die Augen waren rot unterlaufen, und der Mund war weit geöffnet. Spitze lange Zähne waren zu sehen.

Cohen riß die Spezialpistole hervor. Ein Vampiroffer näherte sich ihm. Zu oft hatte er diese scheußlichen Gestalten schon gesehen.

„Hier habe ich einen!“ sagte das Mädchen und sprang mit weit ausgestreckten Armen auf Cohen zu.

Cohen riß die Pistole hoch und drückte ab. Der fingerlange Bolzen schoß hervor und bohrte sich in die Brust des Schattenwesens. Es brach in die Knie und wälzte sich auf die Seite. Cohen hatte gut getroffen. Der Bolzen war tief in die linke Brust des Mädchens eingedrungen. Das Schattenwesen umklammerte mit beiden Händen den Bolzen und gab einen gurgelnden Laut von sich. Sekunden später löste sich der Körper auf, zerfiel zu Staub; nur die Kleider blieben übrig. Der Wind trieb die Überreste des Vampirgeschöpfes davon.

Nach den Worten des Mädchens zu schließen, war sie nicht allein gewesen. Aus dem Nebel tauchten auch schon zwei weitere Gestalten auf, die auf Cohen zuliefen.

Er schoß augenblicklich. Eines der Vampirmädchen krümmte sich auf dem Boden. Der Eichenbolzen war in ihren Bauch gefahren. Das Schattengeschöpf riß sich den Bolzen heraus und sprang wieder auf.

Das dritte Mädchen beugte sich über Cohen. Ihre Hände verkrallten sich in seinen Schultern. Er drückte wieder ab. Der Bolzen fuhr in die linke Schulter des Vampirmädchens. Sie zuckte zurück und versuchte den Bolzen herauszureißen. Cohen versetzte ihr einen Fußtritt. Sie fiel auf den Rücken.

Cohen hatte kein Mitleid mit dem Vampir; er mußte ihn

töten; es gab keine andere Wahl. Das Mädchen war kein Mensch mehr, sondern ein blutrünstiges Geschöpf.

Diesmal zielte er gut. Das Mädchen zuckte noch einmal, die Finger krallten sich am Boden fest, dann zerfiel es zu Staub.

Das überlebende Mädchen wollte flüchten, doch Cohen setzte ihr nach. Er packte sie am langen Haar und riß sie an sich. Sie versuchte ihn abzuschütteln, doch Cohen war zu kräftig. Er ließ ihr Haar los, packte dafür ihre Hände, schleuderte sie zu Boden, warf sich über den Vampir, preßte die Pistole gegen die linke Brust des Schattenwesens und drückte ab. Ein Zittern durchlief den Körper des Mädchens. Sie öffnete den Mund zu einem Schrei, doch kein Laut kam über ihre Lippen. Noch einmal bäumte sie sich auf, dann schien sich der Kopf aufzulösen, und sie zerfiel zu Staub.

Cohen stand langsam auf. Er warf die Kleidungsstücke der Mädchen auf einen Haufen, wickelte alle in ein Kleid ein, verschnürte es mit einer Strumpfhose und nahm das Bündel mit. Er stopfte es in einen Abfallbehälter und legte einige Zeitungen darüber, die er in einem Garten gefunden hatte. Dann ging er langsam zu Dr. Lannons Haus.

Der Nebel wurde immer dichter. Cohen konnte kaum mehr als fünf Meter weit sehen.

Endlich sah er, wie sich das Haustor öffnete und Lilian heraustrat. Er folgte ihr. Sie wandte sich in Richtung Friedhof. Einen Augenblick lang verlor er sie aus den Augen. Er ging rascher, bis er sie wieder sah.

Dorian holte das Krummschwert aus dem Koffer und nahm es in die rechte Hand. Er ahnte, daß er es brauchen würde. Die Spezialpistole steckte er griffbereit in die linke Rocktasche und trat aus dem Haus.

Der Nebel war dünner geworden. Er konnte jetzt mehr als

zehn Meter weit sehen. Das Dorf war in ein unwirkliches Licht gehüllt.

Der Dämonenkiller ging rascher. Er wußte, daß sich Lilian in höchster Gefahr befand. Leichter Nieselregen klatschte gegen sein Gesicht. Das unwirkliche Licht wurde schwächer, je näher er dem Friedhof kam. Die Bäume schienen sich in unheimliche Monster zu verwandeln, deren lange Arme nach ihm griffen.

Vor der Friedhofsmauer blieb er stehen. Das schmiedeeiserne Tor stand weit offen. Nebelschwaden zogen sich zwischen den Gräbern hindurch, und die Grabkreuze schienen zu leuchten.

Schemenhaft Gestalten geisterten durch den Nebel, und die unheimliche Flötenmusik hing in der Luft.

Ein normaler Mann wäre voller Grauen davongelaufen, doch der Dämonenkiller war schlimmere Dinge gewöhnt.

Er betrat den Friedhof, und eine schaurige Gestalt sprang ihn an. Das Gesicht war giftgrün, die Wangen von Würmern zerfressen und die Augenhöhlen waren leer. Sie war mit Lumpen bekleidet und streckte verlangend die Arme nach Dorian aus.

Der Dämonenkiller wich dem Untoten aus, drehte sich zur Seite und hob das Krummschwert. Mit einem Hieb köpfte er das grausige Geschöpf, das sich in Luft auflöste.

Alles Trug, dachte Dorian und ging weiter. Das waren alles keine realen Monster, sondern Gestalten, die von einem mächtigen Geist geschaffen worden waren. Sie sollten ihn aufhalten, ihn zurücktreiben.

Immer mehr der grauenhaften Gestalten näherten sich ihm. Ein fauliger Geruch hing in der Luft, der ihm den Atem raubte. Gräber brachen auf und halbverwesete Scheusale sprangen hervor. Plötzlich war er von einem Dutzend der schaurigen Monster umringt, die mit langen knochigen Händen nach ihm griffen. Dorian ging unbeirrt weiter. Die Untoten wichen

langsam zurück, als er mit dem Krummschwert ausholte. Dann sammelten sie sich wieder und gingen geschlossen auf ihn los. Sie wollten ihn zurücktreiben.

Der Dämonenkiller preßte die Lippen zusammen und schlug wild um sich. Die Flötenmusik wurde immer lauter und schriller. Die Untoten stießen klagende Schreie aus.

Und dann sah er das Monster, das er gestern mit Hewitt hatte kämpfen sehen. Es hockte in wenigen Metern Entfernung auf einem Grabhügel und spielte auf einer Flöte, die aus Knochen bestand.

Die Untoten ließen Dorian in Ruhe, und das Monster stand langsam auf und setzte die Flöte ab. Nebel hüllte die grauenvolle Gestalt ein.

„Lilian muß sterben“, zischte das Monster. „Und du wirst mich nicht davon abhalten, sie zu töten.“

Das Monster ließ die Flöte fallen und sprang Dorian an. Dorian wich einen Schritt zurück und stieß mit dem Schwert zu. Er riß den Bauch des Ungeheuers auf, zog das Schwert zurück und hob es zum Schlag. Die Wunde, die er dem Biest zugefügt hatte, schloß sich augenblicklich.

„Du kannst mich nicht töten“, knurrte das Monster.

„Das werden wir sehen“, keuchte Dorian und ging wieder zum Angriff über.

Sein Schlag traf ins Leere. Das Ungeheuer verfügte über ein unglaubliches Reaktionsvermögen. Es umsprang ihn, und Dorian kam immer mehr in Wut. Jeder seiner Schläge und Stöße verfehlte das Biest, das höhnisch zu kichern begann. Die krallenbewehrten Hände schlügen spielerisch nach dem Krummschwert. Das geifernde Raubtiermaul öffnete und schloß sich ununterbrochen. Eine Gestankwolke trieb auf Dorian zu, der zu husten begann. Der Nebel hüllte ihn jetzt wie Watte ein, und das Monster war kaum noch zu sehen.

Dann war es verschwunden. Plötzlich spürte Dorian eine Hand auf seiner rechten Schulter. Blitzschnell drehte er sich um, und das Monster wich kichernd zurück.

„Ich bin dir überlegen“, höhnte das Monster mit einer durchdringenden schrillen Stimme. „Du kannst mich nur töten, wenn ich es will.“

Dorian schlug wieder zu, traf aber nicht.

„Trenn dich von Lilian!“ schrie das Monster. „Dann lasse ich sie leben.“

„Ich denke nicht daran, mich von Lilian zu trennen“, sagte Dorian und blieb ruhig stehen.

„Dann muß Lilian sterben“, stellte das Monster fest.

Der Dämonenkiller senkte das Schwert und lachte.

„Du wirst Lilian nicht töten“, sagte er.

„Du kannst mich nicht aufhalten“, brummte das Scheusal.

„Nein, ich kann dich nicht aufhalten“, stellte Dorian fest und ging an dem Monster vorbei.

Krallen griffen nach seinen Schultern, doch Dorian achtete nicht darauf. Er hatte keine Angst. Er wußte, daß ihm das Monster nichts tun würde; es war nur an Lilian interessiert.

Für einen Augenblick dachte er, daß es gar keine so schlechte Lösung wäre, wenn seine Frau starb, doch sie hatte nicht den Tod verdient. Sie war ein naives, hilfloses Geschöpf. Er liebte seine Frau nicht, aber er würde alles daransetzen, ihren Tod zu verhindern.

Das Monster verkrallte sich stärker in seinen Schultern.

Dorian blieb stehen und sah das unheimliche Geschöpf an.

„Ich weiß, wer dich geschaffen hat“, sagte Dorian.

Das Monster zuckte zurück und kreuzte die langen Arme über der Brust.

„Ich habe keine Angst vor dir“, sprach Dorian weiter. „Dein

Plan geht nicht auf.“

„Du versuchst mich zu täuschen“, sagte das langohrige Ungeheuer. „Ich werde dich zu Lilian führen. Und du wirst es mit eigenen Augen sehen. Sie ist böse. Sie ist dabei, das Grab ihrer Eltern zu entweihen. Sie verdient den Tod.“

Der Nebel lichtete sich plötzlich. Dorian sah das Grab der McCoys. Zwei Gestalten saßen auf dem Grabhügel.

Der Dämonenkiller war noch etwa hundert Meter vom Grab entfernt. Er hörte die Stimmen der Gestalten nur undeutlich. Plötzlich wurde das Bild größer. Es kam Dorian so vor, als würde er alles durch ein Vergrößerungsglas sehen.

Er erkannte die beiden Gestalten. Es waren Lilian und Cohen, die eng aneinandergeschmiegt auf dem Grabhügel saßen. Lilian hatte ihre Arme um Cohens Hals geschlungen. Und jetzt hörte Dorian auch deutlich die Stimmen der beiden.

„Ich bin so glücklich, daß du bei mir bist, Marvin“, sagte Lilian und küßte Cohen zärtlich auf die Lippen. „Was ist mit Dorian?“ fragte Cohen.

Lilian lächelte.

„Er schläft“, sagte sie leise. „Ich gab ihm ein paar Schlaftabletten in den Tee. Er wird einige Stunden ruhig schlafen. Es kann uns nicht überraschen.“ Sie küßte Cohen wieder. „Vom ersten Tag an wußte ich, daß es keinen anderen Mann als dich für mich gibt. Ich will nur dich. Komm, laß uns auf dein Zimmer gehen. Ich will in deinen Armen liegen und dich spüren. Ich will dich immer bei mir haben.“

„Und was ist mit Dorian?“ fragte Cohen.

„Ich lasse mich scheiden“, sagte Lilian und legten ihren Kopf an seine Schulter. „Ich empfinde nichts mehr für Dorian. Ich will nur für dich da sein.“

Cohen hob ihren Kopf und küßte sie verlangend auf die Lippen, während seine Hände über ihren Körper glitten und sie

unter seiner Berührung wohlig erschauerte.

Das Bild wurde kleiner, und die Stimmen waren nicht mehr zu hören.

Dorian strich sich über die Augen. Er blickte weiter zum Grab, doch er konnte keine Einzelheiten mehr erkennen.

„Was sagst du nun?“ fragte das Monster mit schriller Stimme. „Deine Frau will dich verlassen.“

Dorian schüttelte den Kopf.

„Alles Trug“, sagte er leise. „Alles Täuschung und Manipulation.“

„Du hast die Wahrheit gesehen“, behauptete das Monster.

Dorian lachte. „Ich glaube es nicht, denn ich weiß, wer du bist. Du kannst mich nicht täuschen. Es dauerte lange, bis ich wußte, wer meine Frau in den Wahnsinn treiben will, und als das nicht klappte, sich einen anderen Plan ausdachte.“

Dorian wandte den Kopf um und blickte das Monster an, das zwei Meter von ihm entfernt wie eine Statue dastand.

„Ich hatte eine bessere Meinung von dir, Machu Picchu!“

Das Scheusal sprang einen Schritt zurück und fauchte wütend.

Dorian lachte. „Es war für dich leicht, alles zu inszenieren, Machu Picchu. Du wolltest mich für dich haben und wußtest ganz genau, daß ich mich nicht von Lilian trennen würde. Du verfügst über ungewöhnliche Fähigkeiten, die es dir ermöglichen, allerlei böse Scherze zu veranstalten. Anfangs versuchtest du meine Frau zu erschrecken. Sie sollte wieder in den Wahnsinn getrieben werden. Wäre das gelungen, wäre der Weg zu mir frei gewesen.“

„Du irrst dich, Dorian“, sagte das Traumgeschöpf. „Ich handelte aus ganz anderen Motiven.“

Der Dämonenkiller schüttelte den Kopf. „Du bist einsam, Machu Picchu. Die Welt ist dir fremd. Ich war alles, was du

hattest. Und ich mußte dich wegen meiner Frau verlassen. Aber dein Plan ging nicht auf. Lilian wurde nicht wahnsinnig. Sie überstand die Schrecken überraschend gut. Daraufhin ändertest du deinen Plan. Sie sollte sterben. Ich ahnte nicht, daß du so bösartig und eigensinnig sein kannst. Geh hin und töte meine Frau! Ich kann dich nicht aufhalten. Ich kann dich nicht vernichten. Das kannst nur du selbst.“

„Es ist ganz anders, als du denkst, Dorian“, sagte die von Machu Picchu geschaffene Alpträumgestalt. „Ich handelte aus ganz anderen Motiven. Du mußt mir glauben.“

„Ich glaube dir nicht“, sagte Dorian und setzte sich langsam in Bewegung.

Er ging zum Grab von Lilians Eltern.

„Hör mir zu!“ sagte das Monster. „Ich bin an deinen Erklärungen nicht interessiert, Machu Picchu“, brummte er.

„Ich tat das alles für Coco“, sagte das Monster.

Dorian ging stur weiter. Die beiden Gestalten auf dem Grabhügel trennten sich, standen auf und kamen Dorian langsam entgegen.

Der Nebel hatte sich ganz verzogen; wahrscheinlich war er von Machu Picchu geschaffen worden. Die Gräber waren geschlossen und keine Untoten waren mehr zu sehen.

„Ich wollte Coco helfen“, sagte Machu Picchu. „Ich stehe mit ihr in Verbindung. Ich tat es nur für sie. Ich weiß, sie liebt dich noch immer und will dir helfen, doch ihr sind im Augenblick die Hände gebunden. Sie muß bei Olivaro bleiben. Verstehst du mich jetzt?“

Dorian blieb stehen und blickte das Monster nachdenklich an.

„Wie ist es möglich, daß du mit Coco in Verbindung stehst?“

„Sie bewacht meinen echten Körper“, sagte das Monster. „Von Coco erfuhr ich alles. Ich weiß von ihr, was Olivaro

plant, um dich auszuschalten. Und das wollte ich verhindern. Ich wollte den Plan vereiteln.“

„Was hat Olivaro für einen Plan?“

„Das darf ich nicht sagen, Dorian. Du mußt mir glauben. Coco will nur dein Bestes. Sie hält noch immer zu dir und versucht alles, um dir zu helfen. Sie will zu dir zurück. Und sie bewahrt ein Geheimnis, das nur sie und ich kennen.“

„Das ist doch alles Unsinn“, sagte Dorian schwach.

„Ich wollte dich von deiner Frau befreien“, sagte Machu Picchu. „Sie ist dir nur hinderlich. Aber ich erreichte nicht mein Ziel. Es stimmt, ich wollte sie in den Wahnsinn treiben, aber nicht, damit du zu mir zurückkommst, sondern daß du Lilian los bist und wieder frei handeln kannst. Ich wollte sie nicht töten.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Dorian.

„Es ist aber so“, sagte Machu Picchu. „Ich will nicht mehr in dieser Welt leben, Dorian. Dein Platz ist an der Seite Cocos. Ihr gehört zusammen. Euch verbindet etwas, das stärker als mein Gefühl zu dir ist. Du wirst bald die ganze Wahrheit wissen.“

Cohen und Lilian kamen betreten näher.

Marvin Cohen blieb stehen und riß seine Pistole aus der Tasche.

„Das ist das Monster!“ brüllte er und hob die Waffe.

„Nicht schießen!“ schrie Dorian, doch Cohen hörte nicht auf ihn.

Er duckte sich, zielte und drückte ab. Der Bolzen raste auf das Alpträumgeschöpf zu und bohrte sich in seine Brust.

Die Gestalt des Monsters wurde durchscheinend. Sie fing zu flackern an. Langsam veränderte es die Konturen. Undeutlich zeichnete sich die Figur eines Mädchens ab. Für einen Augenblick verschmolz der Leib des Monsters mit dem

Mädchen, dann war das Mädchen deutlich zu sehen.

„Machu Picchu!“ rief Cohen überrascht.

Sie schien über dem Boden zu schweben. Das Mondlicht überschüttete ihren nackten Körper mit einem silbrigen Schimmer. Das pechschwarze Haar fiel über ihre kleinen Brüste, hüllte sie wie ein Gewand ein. Das schmale Gesicht blickte Dorian ernst an. In ihren dunklen Augen war noch immer die grenzenlose Traurigkeit.

„Ich will nicht mehr leben“, spürte Dorian Machu Picchus Gedanken. „Diese Welt ist mir fremd. Ich gehe in das Reich meiner Ahnen.“

Die Mädchengestalt wurde undeutlicher.

„Du warst mein einziger Trost, Dorian“, spürte der Dämonenkiller Machu Picchus Gedanken. „Ich danke dir dafür. Ich wünsche dir alles Gute für dein weiteres Leben! Ich hoffe, daß...“

Dann verstummte der Gedankenstrom, und Machu Picchus Bild hatte sich aufgelöst.

„Was war das?“ fragte Cohen und blieb vor Dorian stehen.

Der Dämonenkiller schloß die Augen. Er wußte, daß er Machu Picchu niemals wiedersehen würde. Sie hatte Selbstmord begangen. Sie wollte den Traum ihres Lebens nicht mehr weiterträumen.

Er fragte sich, was wohl an ihren Worten wahr gewesen war. Stimmte es tatsächlich, daß sie mit Coco in Verbindung gestanden hatte? Und hatte sie tatsächlich alles aus uneigennützigen Motiven getan? Fragen, auf die er keine Antwort fand.

Dorian wandte sich ab.

„Willst du mir nicht endlich sagen, was das zu bedeuten hatte?“ fragte Cohen. „Das Monster verwandelte sich plötzlich in Machu Picchu.“

Dorian antwortete nicht. Er fühlte sich leer. Hatte ihm Machu Picchu ein Trugbild vorgegaukelt, als er Lilian und Marvin in inniger Umarmung gesehen hatte, oder war es tatsächlich so?

„Ich werde dir später alles erzählen, Marvin“, sagte der Dämonenkiller.

Er warf Cohen einen flüchtigen Blick zu, dann musterte er Lilian aufmerksam. Ihr Gesicht war verschlossen. Die Lippen hatte sie zusammengepreßt und die Augen abgewandt.

Marvin und Lilian verstehen sich gut miteinander, dachte er. Wenn schon. Ich bin auch kein Heiliger. Ich werde trotzdem vorerst bei Lilian bleiben. Alles Weitere wird die Zukunft bringen.

Der Dämonenkiller ging voraus, und seine Gedanken irrten ab. Er dachte an Coco und fragte sich, ob er sie jemals wiedersehen würde.

Olivaro beugte sich vor und griff nach Cocos rechter Hand.
„Du bist in letzter Zeit so schweigsam, Coco. Bedrückt dich etwas?“

Coco blickte Olivaro kopfschüttelnd an.

„Ich kenne dich doch“, stellte er lächelnd fest. „Du denkst an Hunter. Und du fragst dich, was ich mit ihm vorhave. Du rätselst herum, was ich für einen Plan habe, nicht wahr?“

Coco antwortete nicht.

„Du kannst mich nicht täuschen“, sprach er weiter. „Und ich unterschätze dich auch nicht. Ich vermute, daß du meinen Plan schon seit einigen Tagen erraten hast. Stimmt das?“

„Ja“, sagte Coco unwillig.

Olivaro lachte und stand zufrieden auf. „Wie zähmt man einen Dämonenkiller? Das versuchte schon Asmodi. Es war seine Idee, Dorian Hunter ein hemmendes Weib an die Seite zu

stellen. Lilian eignete sich vorzüglich dafür. Doch der Plan ging nicht auf. Sie wurde verrückt, und Hunter war frei. Er konnte seinen Killerinstinkten nachgehen. Und er hatte dich an seiner Seite. Es war ein einmaliger Glücksfall, daß Lilian gesund wurde.“

Olivaro kicherte, trat an die Bar, öffnete sie und schenkte zwei Gläser voll. Eines reichte er Coco. Er trank das Glas leer und schenkte nach.

„Ich brauche nichts zu tun.“ Olivaro grinste. „Es ist einfach rührend, wie sich Hunter um seine Frau kümmert. Er weicht ihr nicht von der Seite. Seltsamerweise passierten aber einige unerklärliche Vorfälle. Jemand versuchte Lilian in den Wahnsinn zu treiben, hatte aber keinen Erfolg damit. Ich frage mich, wer hinter diesen Anschlägen wohl stecken mag.“

Olivaro drehte ruckartig den Kopf herum und starre Coco an. Sie erwiderte seinen Blick ruhig.

„Lassen wir das“, sagte er leise. „Ich könnte aber sehr ungemütlich werden, wenn sich diese Versuche in nächster Zeit wiederholen sollten.“

„Soll das eine Drohung sein?“ fragte Coco und stand auf.

„Das kannst du auffassen, wie du willst“, sagte Olivaro spöttisch. „Ich bin sicher, daß du nichts unternehmen wirst, um Lilian in den Wahnsinn zu treiben.“

Coco stellte das Glas ab.

„Solange Lilian an Hunters Seite lebt, ist er ungefährlich“, sagte Olivaro. „Er hat keine Zeit, den Kampf gegen die Schwarze Familie fortzuführen. Er ist an Lilian gefesselt, die ihn bald zu einem normalen Durchschnittsbürger verwandelt haben wird. Der Dämonenkiller ein biederer Ehemann - diese Vorstellung hat etwas Erheiterndes an sich. Wahrscheinlich wird Lilian darauf drängen, daß er sich einen gutbürgerlichen Beruf sucht, daß er brav jeden Abend nach Hause kommt.“ Olivaro lachte höhnisch. „Hunter ist ausgeschaltet. Und da

komme ich zu einem Thema, über das wir schon seit einiger Zeit gesprochen haben.“

„Ich weiß“, sagte Coco leise.

„Du sagtest mir, daß du der Schwarzen Familie wieder beitreten wirst, sobald Dorian Hunter keine Gefahr mehr darstellt. Er ist ungefährlich geworden, und ich habe mein Versprechen gehalten. Ich schaltete ihn aus, ohne ihm ein Haar zu krümmen. Jetzt ist es an der Zeit, dein Versprechen einzulösen.“

Coco nickte langsam.

„Du kannst alles zum Initiationsritus vorbereiten lassen“, sagte Coco tonlos. „Ich trete wieder in die Schwarze Familie ein.“

Olivaro zog Coco an sich. Er war sehr zufrieden. Alles war nach Plan verlaufen. Jetzt hatte er Coco ganz für sich gewonnen.

Nach einigen Minuten löste sich das Mädchen aus seinen Armen. Olivaro sah ihr lächelnd nach, als sie aus dem Haus trat und zum Strand ging.

Coco ging zur versteckten Lagune, Hier schwamm Machu Picchus realer Körper. Er war mit einer Schnur festgebunden.

Das schwarzhaarige Mädchen blieb stehen und starrte den leblosen Körper der Inka-Prinzessin an. Sie war tot; sie war freiwillig auf dem Leben geschieden. Machu Picchu war Cocos einzige Verbindung zu Dorian gewesen.

Coco setzte sich und schloß die Augen. Nach einigen Minuten stand sie auf, löste die Schnur und sah zu, wie Machu Picchus Körper von den Fluten verschlungen wurde. Als der Körper nicht mehr zu sehen war, drehte sie sich um und ging langsam zu Olivaro zurück.

ENDE